

DER FELS

Bischof Rudolf Voderholzer:
Benedikt XVI. ist der größte Prediger
seit Leo I. und Gregor I.

227

Prof. Dr. Marius Reiser:
Was geht uns die Apokalypse an?

238

OStD Sipl.-Psych. Josef Kraus:
Bildungspolitik als Ersatzreligion

258

Katholisches Wort in die Zeit

51. Jahr August/September 2020



INHALT

Bischof Rudolf Voderholzer: Benedikt XVI. ist der größte Prediger seit Leo I. und Gregor I.	227
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Christus „König aller Rassen“	230
Felizitas Küble: Die Fürsprache der Heiligen ist biblisch begründet	232
Diakon Raymund Fobes: Kniender Theologe und großer Denker .	236
Prof. Dr. Marius Reiser: Was geht uns die Apokalypse an?	238
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Die Glocken von Nagasaki.....	246
Ursula Zöller: Der Arzt von Nagasaki	247
Prälat Ludwig Gschwind: Ein Bischof braucht eine Mitra	248
Hermann Rieke-Benninghaus: Widerstand im Münsterland.....	249
Clemens Kardinal Graf von Galen: Uns heimzuholen ist der Sinn der göttlichen Heimsuchung!	250
Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger: Ein prononciert katholischer Standpunkt.....	255
Dr. Axel Bernd Kunze: Feiertagskultur ohne störende religiöse Bezüge	256
OSTD Dipl.-Psych. Josef Kraus: Bildungspolitik als Ersatzreligion	258
Jürgen Liminski: Macron und die Freimaurer	262
Auf dem Prüfstand	268
Leserbrief/Bücher	270
Veranstaltungen	271

Impressum „Der Fels“ Aug./Sept. 2020 S. 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Krönung Mariens

Foto privat aus dem Diözösanmuseum in Santa Maria, Donostia, San Sebastian, Spanien;
Titelbeschreibung S. 270

Foto- und Quellennachweise: Seite 269

Liebe Leser,

Wer im Fernsehen sieht, wie Corona-Tote in Brasilien oder in Südafrika bestattet werden, wird auch mit seiner Gottesvorstellung konfrontiert: Gibt es einen Gott, wie ist er und was hat er mit meinem Leben zu tun? Wie Gott ist, hat uns Jesus in seinen Gleichnissen erzählt. Die Gottesfrage bestimmt unsere Sicht von Welt und Kirche, nicht aber die Themen, mit denen sich der „Synodale Weg“ befasst. Diese Fragen haben viele inzwischen für sich gelöst. Das hat auch damit zu tun, dass sie von den meisten Bischöfen und Pfarrern nicht aufgegriffen oder nicht im Sinn der kirchlichen Lehre verständlich gemacht werden. Gottesleugner sind mit ihrem Urteil schnell bei der Hand. Einem Gott, der so ein Elend zulässt, „müsse die Menschheit den Krieg erklären“ hat einmal Voltaire gesagt. Gemeint war die katholische Kirche. Andere äußern „die einzige Entschuldigung Gottes ist, dass er nicht existiert“ (Stendhal). „Die Dynamik der mächtigen Geschichtsströmungen wird oft unterschätzt“ (Benedikt XVI.). Sie wird heute von den Massenmedien in die letzte Stube getragen. Am 23. April 2020 veröffentlichte die Website der Deutschen Bischofskonferenz eine soziologische Studie über die Christen Deutschlands. Dort heißt es: ... „die meisten Kirchenmitglieder glauben nicht an die Auferstehung und zweifeln an der Existenz Gottes“. Gefragt, wie man die Corona-Pandemie deuten solle, antworten die Bischöfe: „Auf keinen Fall darf das Geschehen als Strafe Gottes bezeichnet werden“. Auf das ob und was uns Gott damit sagen will, lassen sich die meisten Bischöfe lieber nicht ein. Anders Bischof Voderholzer. Er sieht einen Zusammenhang zwischen der Pandemie und ihren Auswirkungen als „Folge einer Kette von Schuld und menschlichem Versagen, in der sich menschliche

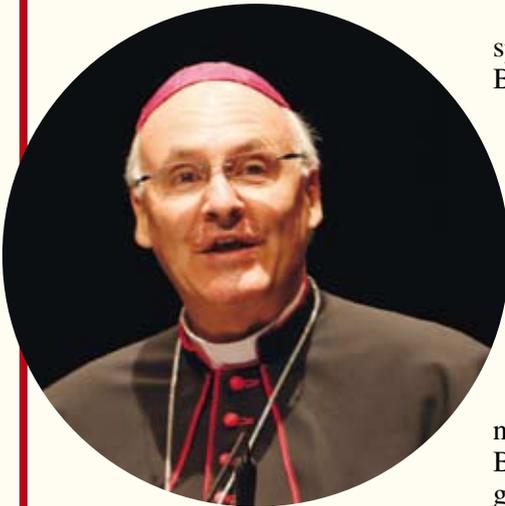
Hybris, Stolz, Leichtsinn und Profitgier zu einer unheilvollen Allianz verbinden“ und „dass wir uns selbst bestrafen, wenn wir uns nicht an den Lebensweisungen Gottes orientieren“ und er fordert eine „Gewissensforschung und ein Umdenken“. Letzteres ist das Wort, mit dem Jesus Christus sein Heilswerk beginnt: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium“. Auch Jesus geht es um Befreiung, nämlich um ein Freiwerden von der Versklavung durch die Sünde. Die Corona-Pandemie ist auch eine Chance zur Umkehr. Wird sie vertan, wird die Politik versuchen die Folgen mit einem Milliardenprojekt zu beseitigen. Die deutsche Ortskirche wird mit dem „Synodalen Prozess“ weiterfahren und sich noch mehr dem Zeitgeist unterwerfen. Das wollen nach einer repräsentativen Umfrage von Insa Consulere 48% der Befragten nicht. Immerhin! Die Geschichte der Reformatoren in der Kirche zeigt, dass „wahre Erneuerung aus einem tieferen Gehorsam gegenüber der Botschaft des Evangeliums, aus einer verstärkten Bemühung um Katechese und Verkündigung, sowie aus einer radikalen Christusnachfolge erwachsen sind“. (Voderholzer) Damit sind schon konkrete Schritte angesprochen, die zu einer Selbstvergewisserung im Glauben und im Gottesbild führen. Jesus hat uns gezeigt, wie Gott ist: Er feiert ein Fest, wenn der verlorene Sohn zurückkehrt. Er gibt der Ehebrecherin mit der Verzeihung ihre Würde zurück. Er verspricht dem reuigen Schächer das Paradies. Selbst das Wort „ihr wisst weder den Tag noch die Stunde“ ist Fürsorge, keine Drohbotschaft, sondern Frohbotschaft.



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Benedikt XVI. ist der größte Prediger seit Leo I. und Gregor I.

Statement zu dem Besuch des Papstes em. Benedikt XVI.



Meine sehr verehrten Damen
und Herren!

Der letzte Tag des Kurzbesuches von Papa em. Benedikt XVI. begann noch einmal überraschend, dann aber doch wieder nicht. Benedikt hatte entschieden, vor dem Abflug noch einmal in der Luzengasse vorbeizufahren und ein allerletztes Mal den Bruder zu treffen. So schließt sich der Kreis. Die erste und letzte Begegnung ist die am Krankenbett des altersschwach im Bett liegenden Bruders.

Am Flughafen wurden wir bereits erwartet von Ministerpräsident Söder und Staatsminister Florian Hermann, der auch schon bei der Begrüßung gekommen war. Viele Medien waren vertreten.

Der Ministerpräsident sprach von einer großen Ehre für Bayern und einer großen Freude.

Benedikt XVI. hat sich ganz herzlich bedankt für den Empfang und die große Wertschätzung, die durch die Anwesenheit des Ministerpräsidenten zum Ausdruck komme.

Ich habe ihm dann zum Schluss noch einmal Gottes Segen für einen guten Flug gewünscht und ihm ver-

sprochen, dass wir gut auf seinen Bruder schauen werden.

Mit diesem Abschied endete ein unvorhergesehener, auf die Schnelle von jetzt auf gleich zu planender, für alle Beteiligten herausfordernder, aber letztlich hervorragend verlaufener, hoch emotionaler Besuch.

Ich darf Ihnen sagen, dass ich natürlich sehr erleichtert bin, und dass es mich freut, dass die Begegnung, ein Herzenswunsch der beiden Brüder, für beide sehr aufbauend und ganz offenkundig auch stärkend war.

Benedikt XVI., der seit 2013 emeritierte Papst, war fünf Tage in Regensburg. Ein Mann besucht seinen schwerkranken und hochbetagten Bruder, bewegt von der Sorge, ihn nicht mehr lebend auf dieser Welt anzutreffen.

Er besucht seine Heimat, die Grabstätte seiner Eltern, sein Haus, mit dem ihn eine Lebenssehnsucht verbindet und wo er eigentlich seinen Lebensabend hatte verbringen wollen, er hat das Institut Papst Benedikt besucht, in dem sein Theologisches Werk umfassend dokumentiert und die Gesamtausgabe vorbereitet wird, und wir haben am Wolfgangsschrein im Regensburger Dom gebetet – es hat sich so gefügt, dass der spontane Besuch mit dem Beginn der Wolfgangsschrein-Woche, der diözesanen Festwoche in der Vorbereitung auf die Priesterweihe zusammenfiel.

Es sollte ein rein privater Besuch werden ohne offizielles oder diplomatisches Protokoll, was natürlich bei einem Mann der Öffentlichkeit nur schwer zu realisieren ist.

So kam es immerhin zu einer Begegnung mit dem Apostolischen Nuntius, dem Vertreter von Papst Franziskus in Deutschland. Dieser Besuch, der nicht von extern, son-

dern von intern sozusagen kam, war ein Zeichen des Wohlwollens und der Unterstützung von Papst Franziskus.

Ich habe Benedikt in meiner Predigt vom gestrigen Sonntag einen Jahrhunderttheologen und den größten Prediger auf dem Stuhl Petri seit Leo und Gregor, den beiden „Großen“, genannt.

Unzählige Menschen haben sich ergreifen lassen von seinem Wort und finden nach wie vor in seinen Werken Ermutigung und Stärkung im Glauben.

Aus der Feder Joseph Ratzingers/ Papst Benedikts stammen internationale Bestseller mit Millionenauflagen. Ich nenne nur seine 1968 erstmals erschienene „Einführung in das Christentum“ und seine „Jesus-Trilogie“. Er hat Millionen junger Menschen bewegt, etliche Hunderttausende allein zum Beispiel auf dem Kölner Weltjugendtag. Er sprach gerade die Zweifler an, die Menschen, die auf der Suche sind nach einer sinnerfüllten Existenz, die sich gleichzeitig den Herausforderungen der Vernunft und des Glaubens stellt. Er beeinflusste maßgeblich die zentralen Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils, die der Kirche von heute und morgen den Weg weisen.

Sein theologisches Werk ist in vieler Hinsicht prophetisch und in seiner Tiefe ein epochales Zeugnis menschlicher Größe, Würde und Glaubenskraft. Er war Oberhaupt von 1,3 Milliarden Katholiken aller Völker und Nationen. Immer aber war er ein Brückenbauer, ein Pontifex, der in seiner stillen, ja demütigen Art Menschen gewinnen konnte, die Begegnung mit Christus zu suchen.

In den vergangenen fünf Tagen nun haben wir diesen Mann in seiner Gebrechlichkeit, in seiner Altersschwäche und seiner Endlichkeit erlebt. Er spricht mit leiser, ja fast



flüsternder Stimme; und die Artikulation bereitet ihm sichtlich Mühe. Seine Gedanken aber sind völlig klar; sein Gedächtnis, seine Kombinationsgabe phänomenal. Für praktisch alle alltäglichen Lebensvollzüge ist er auf die Hilfe anderer angewiesen. Es gehört viel Mut, aber auch Demut dazu, sich so in die Hände anderer Menschen zu begeben; und sich auch in der Öffentlichkeit zu zeigen. Dabei war ihm klar, dass man ihn nicht würde ganz verbergen können. Unser Anliegen war es, Sie alle zu bitten, die Privatsphäre zu achten.

Seine verbliebene Kraft musste er vollständig mobilisieren, um Abschied zu nehmen. Benedikt XVI. begegnete uns in all seiner gealterten Schwäche und wir durften dabei erfahren und miterleben, was bei aller menschlichen Größe und Schaffens-

kraft am Ende aller Tage wirklich wichtig ist.

Da ist zunächst die Liebe, die ein Mensch von seinen Eltern erfährt. Sie baut ihn auf, sie ermutigt seinen Weg, sie entfaltet die Kraft, einem Lebensweg die Richtung zu schenken. Sie trägt ihn auch noch, wenn das Ende in Sicht ist. Ich habe gestern in der Predigt anlässlich der Feier der Ehebüchlein und im Blick auf die Priesterweihe nächsten Samstag gesagt: Die Liebe der Eltern ist das erste Sakrament im Leben eines Menschen, auch und gerade eines Priesters, sogar eines Papstes. Diese Liebe ist ein Abbild der Liebe Gottes, von der sie sich empfängt und die sie den Kindern überliefert.

Es ist die dankbare Erinnerung an diese grundlegende Erfahrung, die

Benedikt XVI. an das Grab von Mutter und Vater in Ziegetsdorf führten. Zur Erinnerung: Die Geschwister Ratzinger hatten 1974 beschlossen, ihre Eltern vom Friedhof in Traunstein, wo sie ja zunächst begraben wurden – der Vater starb 1959, die Mutter 1963 – nach Ziegetsdorf überführen zu lassen, damit die Familie sozusagen beisammen ist. 1991 wurde in diesem Grab dann auch die ältere Schwester begraben, zu deren Tod der damalige Kardinal Ratzinger, zu seinem großen Schmerz, nicht rechtzeitig gekommen war.

All das zeigt aber, wie sehr für ihn Regensburg irdische Heimat darstellt. Heimat wird konstituiert vor allem durch Beziehung. Die Liebe zur Heimat steht dabei nicht im Widerspruch zur Hoffnung, Mutter und Vater in der Ewigkeit Gottes wiederzusehen.

Es ist diese Zuneigung, die Benedikt zu dieser Reise bewogen und die ihn an das Krankenbett seines Bruders geführt hat. Man kann nur jedem eine solche Zuneigung wünschen, ein so brüderliches Miteinander, wie sie sich in der Beziehung der Geschwister Ratzinger bezeugt. Sie lebt von Treue, Vertrauen, Selbstlosigkeit und einem tragfähigen Fundament: im Falle der Brüder Ratzinger ist das der gemeinsame, lebendige Glaube an Christus, den Gottessohn. Neunmal trafen die beiden Brüder zusammen. Jede dieser Begegnung hat ihnen ganz offenkundig Lebenskraft, frischen Mut und Freude vermittelt. Neunmal fanden sie zueinander mit wenigen Worten, mit den vertrauten Gesten und vor allem im Gebet. Bis auf heute wurde an jedem Tag am Krankenbett – im kleinsten Kreis – die Eucharistie gefeiert. Am Freitag, zum Herz-Jesu-Fest, durfte ich der Messe vorstehen. Man spürt: das ist die Quelle, von woher die beiden leben.

Aus dem Nachruf des emeritierten Papstes Benendikt XVI. auf seinen Bruder Georg Ratzinger:



[...] Es waren vor allem drei Eigenschaften meines Bruders, die in vielen Varianten immer wiederkehrten und die auch mein persönliches Gefühl in dieser Stunde des Abschieds wiedergeben. [...]

Zuerst und vor allem wird immer wieder gesagt, dass mein Bruder seine Berufung zum Priestertum zugleich als musikalische Berufung empfangen und verstanden hat. [...]

Eine andere Eigenschaft meines Bruders möchte ich noch erwähnen. Da ist zum einen seine heitere Geselligkeit, sein Humor, seine Freude an den guten Gaben der Schöpfung. Zugleich aber war er ein Mann des direkten Wortes, indem er seine Überzeugung offen aussprach. [...]

Im Letzten aber war er doch ein Mensch Gottes. Auch wenn er seine Frömmigkeit nicht zeigte, so war sie doch über alle Nüchternheit und Redlichkeit die eigentliche Mitte seines Lebens. [...]



Benedikts Reise war vielleicht auch ein Abschied von seiner bayerischen Heimat. Heimat ist der Horizont der ersten Erinnerungen und der Ort, mit dem sich die tragenden Beziehungen eines Menschen verbinden. Es war zu spüren, wie sehr Benedikt aufblühte, wenn er die vertraute Landschaft, die vertrauten Gassen und Wege und vor allem die Menschen durch die Scheiben seines Transportautos sah. Ich glaube, am liebsten wäre er wie früher von Pentling mit dem Fahrrad in die Regensburger Altstadt gefahren und gerne hätte er sich zu den jungen Menschen auf den Bismarckplatz gesetzt, um zuzuhören, mitzulachen und um ein wenig zu ratschen.

Benedikts Reise war auch ein geistlicher Weg. In meinem Erleben schloss sich ein Kreis, als wir am Sonntag zusammen am Schrein des Heiligen Wolfgang im Regensburger Dom beteten. Wir beteten eine Fürbittlitanei zum Heiligen Wolfgang, dann das Vater Unser, ein Ave Maria, sangen das Te Deum und das Salve Regina. Ich bat Benedikt um seinen Segen für die Gläubigen und die Kirche in Regensburg, den er bereitwillig spendete. Getragen war das gemeinsame Beten von der Hoffnung und dem Glauben, geborgen zu sein in Gott. Einem Gott, der uns die Türen des Himmels offenhält; der uns einen Platz in der ewigen Heimat bereithält; in dem unser Leben seinen Sinn und seine Fülle gewinnt, und

der uns mit Gnade und Barmherzigkeit betrachtet.

Manche sahen in Benedikts Besuch ein historisches Ereignis. Andere zuckten vielleicht mit den Schultern, weil sie Christus und seiner Kirche wenig Bedeutung beimessen. In meinen Augen war der Besuch vor allem eine Reise der Menschlichkeit. Ein Mann, mit dem man Großes verbinden kann, begegnete uns als gebrechlicher, ja hilfloser Mensch, dessen verbliebene Lebenskraft gerade mal ausreicht, das Wesentliche auf dieser Welt im Blick zu halten. Mich hat dieses Erlebnis sehr bewegt – ich brauche selber jetzt erst einmal ein wenig Abstand. Es hat mich ja ganz unvermittelt und unvorbereitet getroffen. Meine erste Reaktion auf die Ankündigung von Erzbischof Gänswein war: wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um dem Papa emerito diesen Wunsch zu ermöglichen, und es war mir und allen meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine Ehre, dem emeritierten Papst zu Diensten zu stehen. Ich danke allen Mitarbeitern in der Ordinariats-Konferenz, im Domkapitel und im Priesterseminar unter Leitung von Regens Msgr. Martin Priller, die in kürzester Zeit die Beherbergung organisierten – nicht nur für Benedikt selbst sondern auch für die Menschen, die ihn begleiteten und für die Polizisten, die die Verantwortung für die unmittelbare Sicherheit trugen.

Ich danke dem Caritas-Direktor Diakon Weißmann, der ja nicht nur Theologe, sondern auch ausgebildeter Krankenpfleger ist, für die hervorragende Arbeit im Hintergrund.

Den großen und weitgehend ehrenamtlich geleisteten Dienst der Malteser, die den Fahrdienst bewerkstelligten, habe ich bewundert ebenso wie die so flexible, freundliche und zutiefst professionelle Arbeit der Polizei. Ich bitte Sie, diesen meinen Dank, auch im Namen von Benedikt XVI. und von Erzbischof Gänswein, unbedingt öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Nicht zuletzt möchte ich diesen Dank auch Ihnen, den Journalistinnen und Journalisten aussprechen. Sie haben zurückhaltend berichtet und mit diesem Dienst wesentlich dazu beigetragen, dass diese im Kern private Reise auch eine private bleiben konnte, und doch ein bewegendes Ereignis wurde für viele Regensburgerinnen und Regensburger, für die ganze Region und, wie ich von verschiedenen Seiten mitgeteilt bekomme, für die Christenheit sogar weltweit.

Vielen Dank!

Anmerkung: Dieser Text ist das Redemanuskript Bischof Voderholzers für sein Statement im Rahmen einer kleinen Pressekonferenz im Innenhof des Bischöflichen Ordinariats am 22.6. 2020. Während des Vortrags ergänzte er das geschriebene Wort um einige Anmerkungen. Die Tondatei können Sie sich auf kath.net anhören.

Christus „König aller Rassen“

Eine Predigt, die das Leben gekostet hat

Die Formulierung ist außergewöhnlich. Sie wurde für den Briefschreiber nur deswegen nicht gefährlich, weil sie im Privaten verblieb. Sie entsprach nicht der neuen Staatsdoktrin. Sie war der damaligen political correctness diametral entgegengesetzt. 1934 bezeichnete der junge Franziskanernovize Elpidius Markötter in einem Brief an seine Eltern Christus als den „König aller Rassen“. Betont ist das „aller“. Heute tendiert man dazu, den belasteten und ungenauen Begriff „Rasse“ ganz zu vermeiden, obwohl er im Grundgesetz und in Texten des Zweiten Vatikanums noch vorkommt.

Joseph mit Ordensnamen Elpidius Markötter aus dem Kloster Warendorf formulierte nach ersten theologischen Studien ganz bewusst so. Er wendet seine gelernte Bibeltheologie und auch das Geheimnis des damals recht neuen Hochfestes Christkönig trotz nationalsozialistischer Blut- und Rassenlehre auf alle Rassen an. Wenn Jesus nicht nur der Herr der Kirche ist, sondern König des Weltalls, dann ist er auch „König aller Rassen“. Welcher ethnischen Herkunft auch immer, niemand ist ausgeschlossen vom Königtum Christi, des göttlichen Schöpfungsmittlers.



„Tisch der Nationen“ als Symbol der Einheit der Menschheitsfamilie von Lucy D'Souza-Krone, abfotografiert von der Leuchtbbox in der Gefängniskapelle Bochum

„König des Weltalls“ zu rufen (GL 560), geht den Gläubigen leicht über die Lippen. „König der Zeiten, des Friedens, der Völker“, das geht in der Allgemeinheit der Worte auch noch. Aber „König aller Rassen“ zu sagen, das war in damaliger Diktatur ein klarer Tabubruch. Darin steckte Solidarität auch mit den Juden. Wenn Christus aus der Perspektive des christlichen Glaubens Herr auch der Juden ist, dann darf kein Christ antisemitisch sein.

Auch Christinnen und Christen sind gegen ein Aufleben des Rassismus nicht immun. Vor Jahren sangen wir im neuen Lied mit Begeisterung: Singt dem Herrn alle Völker und Rassen. Und haben dabei außer an Vielfalt an nicht viel gedacht. Heute denkt man schon konkreter an Nordafrikaner, Libanesen, Osteuropäer etc. und manche verbinden die „Rasse“ plötzlich nicht nur mit Vielfalt, sondern auch mit Überfremdung und Bedrohung. Den Knoten hat auf seine Art Papst Pius XI. durchgeschlagen. Im Jahr der Reichskristallnacht 1938

sagte er: „Das gesamte Menschengeschlecht (ist) eine einzige große allumfassende Rasse.“

Dass Pater Elpidius nur dreißig Jahre alt wurde, hing zusammen mit den Konsequenzen, die er aus seiner Erkenntnis zog. Es war am 26. Mai 1940. Gut ein Jahr nach seiner Priesterweihe hielt er eine Predigt in der Warendorfer Klosterkirche. Thema der Kurzpredigt war der 1. Johannesbrief und der Satz, dass jeder, der seinen Bruder hasst, ein Menschenmörder sei. Im Münsterland war es damals zu Misshandlungen von Zwangsarbeitern gekommen. Auch bewegte es die Leute, dass sie nun ihren arischen Stammbaum nachweisen mussten. Das Liebesgebot war nicht das Problem der Ansprache, sondern die Anwendung, die Konkretisierung. Die wurde dem Pater

zum Verhängnis. Er sagte: „Bruder ist uns der Italiener, der Japaner, der Engländer, der Pole, der Jude.“

Den Leuten stockte der Atem. Im Konvent wurde die Predigt besprochen. Man hielt Elpidius für unvorsichtig. Man befürchtete Folgen für das Kloster. Auch die Bürger der Stadt diskutierten. Eine junge Frau denunzierte ihn: Verhaftung, Ablehnung eines Haftbefehles durch Warendorfer Richter, unrechtmäßige Gestapo-Schutzhaft im Polizeigefängnis Münster, Verurteilung zu drei Monaten Haft wegen Verstoßes gegen den Kanzelparagraphen, weil die Erörterung der Judenfrage im Gottesdienst den öffentlichen Frieden gefährdet habe, weitere Schutzhaft der Gestapo, Transport ins KZ Sachsenhausen, Tod am 28. Juni 1942 im KZ Dachau.

Der junge Ordensmann war dafür bekannt, dass er eine einmal erkannte Wahrheit nicht taktisch verschwiegen, sondern sie bei aller politischen Brisanz in klaren Worten aussprach. Begeisterung löst es auch heute nicht bei allen aus, wenn man sagt: Du sollst den Rechtspopulisten lieben und genauso den Antifaschisten. Was vor allem hinter Elpidius Worten und auch hinter dem Christkönig-Festgeheimnis steckt, sind die Themen der „Einheit des Menschengeschlechtes“ (KKK Nr. 360 u.v.m.), der one human family, des gemeinsamen Ursprungs und Zieles der Menschheit, der Gottebenbildlichkeit aller, der Verurteilung jeglicher Diskriminierung wegen Rasse, Farbe, Stand und Religion (alles in der Konzilserklärung „Nostra aetate“ 1965). Dazu passt, dass in diesem Jahr die Menschheits- und Friedensorganisation UNO 75 wird. □

St. Anna und das Vogelnest

In der Leiwener Weinbergskapelle brütet ein Vogel bei der heiligen Anna. Nachtrag zum St. Anna-Fest

Vögel mögen Gotteshäuser. Auch freuen sich die meisten Gläubigen, wenn sie dort ein Nest entdecken. Im alten Wallfahrtspsalm heißt es schon: Der Sperling findet ein Haus und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen, – deine Altäre, Herr der Heerscharen, mein Gott und mein König (Ps.84).

In Leiwener an der Mosel waren es in diesem Jahr wohl Hausrotschwänzchen. Das Pärchen hat sich die Weinbergskapelle am Ginsterberg als sein Domizil ausgesucht. Im Kapelleninneren baute es in diesem Sommer sein Nest. Und sie suchten sich dazu die Nische der heiligen Anna aus. Warum?

Die beiden beweisen beste Kenntnis alter Legenden. Schon bald nach der Abfassung unserer bekannten vier Evangelien beschäftigten sich geistliche Schriftsteller mit der Sippe Jesu, mit seinen Vorfahren. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts erzählt das apokryphe Protoevangelium des Jakobus von der anfänglichen Kinderlosigkeit der Großeltern Jesu. In ihrer Traurigkeit entdeckt Anna schließlich ein Vogelnest

mit Jungen in einem Lorbeerbaum. Sie klagt Gott ihr Leid: Ich kann mich nicht einmal vergleichen mit den Vögeln des Himmels. Die pflanzen sich fort und ich nicht. Auch die goldene Legende des Mittelalters greift das Thema auf. Bald erhält Anna Gewissheit, dass sie doch schwanger wird. Das Vogelnest wird ihr zum Zeichen guter Hoffnung.

Die Anna von Leiwener schaut ernst, als könne sie alles, was ihr passieren wird, noch nicht so recht glauben. Ihr Segensgestus deutet aber schon hin auf den Dreifaltigen und vielleicht auch auf ihre eigene Erbfolge, Anna, Maria, Jesus. Die Hausrotschwänzchen sind für ihren Mut und theologisch für ihre gute Platzwahl zu loben. Praktisch hat die Sache aber doch Nachteile. Oft muss das Vogelmännchen das brütende Weibchen verteidigen und vorwitzige Beterinnen und Beter durch Anfliegen mit lautem Gezitscher vertreiben.



DIE FÜRSPRACHE DER HEILIGEN IST BIBLISCH BEGRÜNDET

DIE katholische Anrufung der Heiligen – und hier besonders der Gottesmutter – gehört zu jenen Unterscheidungsmerkmalen gegenüber protestantischen Konfessionen, die sogleich ins Auge fallen und die auch dem „einfachen“ Kirchenvolk geläufig sind.

Bereits der Blick in ein katholisches Gotteshaus bezeugt in der Regel das glaubensfrohe Bewusstsein von der „triumphierenden Kirche“, von ihrer Gemeinschaft mit der „streitenden Kirche“ – und von der Fürbitte der Heiligen zugunsten der „Erdenkinder“.

Katholiken sind davon überzeugt, dass Heilige uns nicht „nur“ als Vorbilder voranleuchten und so im Glauben ermutigen, sondern zugleich als Fürsprecher vor dem Throne Gottes für die Sorgen und Anliegen der Gläubigen eintreten. Daran erinnert auch das jährliche Hochfest „Allerheiligen“ am 1. November.

Die evangelische Christenheit kennt weder dieses Fest noch die Überzeugung von einer fürbittenden Wirksamkeit der Heiligen in der Ewigkeit. Die Vorbildfunktion der Heiligen und die dadurch vermittelte Glaubensstärkung wird freilich keineswegs bestritten. Dass der Protestantismus die Fürsprache

der Seligen verneint, hängt wohl nicht zuletzt damit zusammen, dass dort andere Vorstellungen vom Jenseits vorherrschen als in der katholischen und orthodoxen Kirche sowie im Judentum.

So sind z.B. bei Katholiken, Orthodoxen und wohlgerne auch bei den Juden fürbittende Gebete für Verstorbene selbstverständlich, zumal für Eltern und weitere Angehörige. Auch dies wird amtlich von evangelischer Seite abgelehnt.

UNSTERBLICHKEIT, „SEELENSCHLAF“ ODER GANZTOD-THEORIE?

Während Luther, Calvin und Zwingli sich weitgehend einig waren, dass der Mensch nach seinem Tod in eine Art passiven „Seelenschlaf“ fällt und erst bei der Auferstehung der Toten wieder voll-geistig präsent ist, geht der moderne Protestantismus noch einen Schritt weiter und lehrt die sog. „Ganztod-Theorie“: demnach stirbt der Mensch voll und ganz mit Leib, Seele und Geist – und wird erst am Jüngsten Tag durch eine komplette Neuschaffung Gottes wieder „lebendig“.

Ob „Seelenschlaf“ oder „Ganztod“ – in beiden Fällen ist mit einer aktiven geistigen Wirksamkeit der Seligen im Himmel vor dem Jüngsten Tag nicht zu rechnen. Infolgedessen können Heilige zwar als Vorbilder fungieren, kommen jedoch als Fürsprecher im Reiche des Ewigen nicht infrage.

Luther machte freilich bei der Gottesmutter eine Ausnahme und vertrat die Überzeugung: „Maria betet für die Kirche.“ – Dies hängt damit zusammen, dass er den bereits damals weitverbreiteten Glauben an die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel durchaus teilte.



Die Muttergottes ist die erste Fürsprecherin für die Menschen. Sie nimmt alle, die ihre Zuflucht zu ihr nehmen, unter ihren Schutzmantel. Zum Abschluss des zweiten Marianischen Jahres wurde am 15. August 1988 in der Freialtarkapelle/Maria Eck die von Carsten Lewerenz, Staudach, geschaffene Schutzmantelmadonna angebracht. Unter dem Mantel der Bronzefigur hat der Künstler zur rechten Seite einige typische Pilger und gegenüber den hl. Franziskus mit den seligen Märtyrern des 20. Jh. dargestellt: P. Maximilian Kolbe, die Nonne Edith Stein, den Prediger P. Rupert Mayer und den 1943 von den Nationalsozialisten hingerichteten Familienvater Franz Jägerstetter.



Die Heilige Barbara, Märtyrerin im 3. Jahrhundert, wurde der Überlieferung zufolge von ihrem Vater enthauptet, weil sie sich weigerte, ihren christlichen Glauben und ihre jungfräuliche Hingabe an Gott aufzugeben.



Hl. Antonius von Padua (*um 1195 †1231), Kirchenlehrer, wird als Patron der Bäcker, Schweinehirten, Bergleute, Reisenden und Sozialarbeiter verehrt und bei Unfruchtbarkeit, Fieber, Pest, Schiffbruch, Kriegsnot, Viehkrankheiten und auch für das Wiederauffinden verlorener Gegenstände angerufen.

Von protestantischer Seite wird der grundlegende Einwand vorgebracht, dass der Heiligenkult keineswegs biblisch begründet und daher abzulehnen sei. Die katholische Kirche wolle hier lediglich einem menschlichen Bedürfnis nachkommen und nehme dabei in Kauf, dass die Ehre und Souveränität Gottes sowie die einzigartige göttliche Mittlerschaft Christi verdunkelt werde.

Die katholische Kirche erinnert hingegen daran, dass gerade in den Heiligen die Gnade Gottes besonders wirksam war, dass die Heiligenverehrung daher die göttliche Gnade keineswegs schmälert, sondern im Gegenteil ihre Wirksamkeit in den vollendeten Gerechten bezeugt, dass also die Heiligen als erlöste Geschöpfe ihren Schöpfer und Erlöser verherrlichen.

Zudem bekennen Katholiken sich zur „Gemeinschaft der Heiligen“, wie dies auch das Credo aus apostolischer Zeit erwähnt. Die vollendeten Gerechten im Himmel sind ebenfalls – und erst recht – Glieder des „mystischen Leibes Christi“, zu dem wir alle gehören dürfen, wie Paulus immer wieder betont: „So sind wir – die vielen – ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören“ (Röm 12,5).

– „Denn wir sind als Glieder miteinander verbunden“ (Eph 4,25).

Warum sollte diese Teilhabe am „Leib Christi“ durch den Tod enden? – Vielmehr ist es so, dass gerade die Heiligen ihre Zugehörigkeit zum „mystischen Leib“ nie mehr verlieren können, die Christgläubigen auf Erden aber durchaus, zumal sie zwar Heilsoversicht haben dürfen, aber keine absolute Heilsgewissheit besitzen.

Die Basis der „streitenden Kirche“ auf Erden sind die Apostel und Propheten, wie Paulus erläutert:

„Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut. Der Schlussstein ist Jesus Christus selbst. Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten und wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn. Durch ihn werdet ihr im Geist zu einer Wohnung Gottes erbaut“ (Eph 2,20-22).

„KEIN GOTT DER TOTEN, SONDERN DER LEBENDEN“

Die Erzväter und Propheten, die Gerechten des Alten Bundes, die Apostel, Evangelisten und alle weiteren Heiligen schlummern keineswegs in einem passiven „Seelenschlaf“, sondern sind voller Geist, Leben und

Seligkeit in der himmlischen Gegenwart Gottes, wie auch das NT bezeugt, wenn es Gott sprechen lässt: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ – und hinzufügt: „ER ist doch nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden“ (Mt 22, 32).

Die Heilige Schrift fordert die Gläubigen mehrfach zum fürbittenden Gebet auf: „Brüder, betet auch für uns!“ (1 Thess 5,25) – „Viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten“ (Jak 5,16). – „Das gläubige Gebet wird den Kranken retten – und der Herr wird ihn aufrichten. Wenn er Sünden begangen hat, werden sie ihm vergeben ... Betet füreinander, damit ihr geheilt werdet“ (Jak 5, 15-16).

Die Gläubigen sind also keine Inselbewohner, sondern bilden eine solidarische Gemeinschaft, die füreinander einsteht. Daher schreibt Paulus, dass kein Christ zu einem anderen sagen kann: „Ich brauche dich nicht“ (1 Kor 12,21). Auch der Völkerapostel selbst bedarf der Fürbitte und ist sich dessen bewusst, denn er bittet die Gläubigen wiederholt um ihr Gebet für ihn (etwa in Röm 15,30).

Wäre es nicht verwegen, davon auszugehen, dass diese sorgende und liebende Fürsprache ausgerechnet

von den Heiligen im Reiche Gottes verweigert wird, zumal sie ebenfalls zum „mystischen Leib Christi“ gehören, sogar in vorzüglicher Weise.

Erinnert uns doch der Hebräerbrief an die Vorbilder des Alten Bundes, er spricht davon, dass wir geistlich hinzutreten dürfen zum „himmlischen Jerusalem“ in der Gemeinschaft mit Gott, den Engeln und ausdrücklich auch mit den „Geistern der schon vollendeten Gerechten“ (Hebr 12,22).

Der biblische Verfasser ermutigt uns durch sein Glaubenszeugnis zu einem rechtschaffenen Lebenswandel: „So wollen auch wir alle Last und die Fesseln der Sünde abwerfen. Lasst uns mit Ausdauer in dem Wettkampf laufen, der uns aufgetragen ist“ (Hebr 12,9).

Christus selbst erklärte, dass die Gläubigen mutmachende Vorbilder sein sollen und dass eben dies zur Verherrlichung Gottes beiträgt: „So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16).

Hinsichtlich der Heiligenverehrung erinnert die Kirche überdies an das Magnificat der Gottesmutter aus dem Lukas-Evangelium; enthält

dieser Lobgesang doch die Ankündigung: „Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“.

Diese eindrucksvollen biblischen Belege genügen evangelischen Theologen gleichwohl kaum als Begründung, weil in ihnen nicht ausdrücklich von einer Fürsprache der Heiligen die Rede ist, sondern zunächst allein von der Tatsache, dass Heilige überhaupt existieren, wobei immerhin die Seligpreisung der Gottesmutter biblisch angekündigt wurde und sich auch erfüllte, wie das Marienlob der Jahrtausende aufzeigt.

BIBLISCHES ZEUGNIS FÜR DIE ANRUFUNG DER HEILIGEN

Was ist nun zu diesem protestantischen Einwand angeblich fehlender biblischer Belege aus katholischer Sicht zu sagen?

Es gibt zwar keine neutestamentliche Stelle, die man unmittelbar als Beleg einer fürbittenden Kraft der Heiligen anführen könnte, das spielt aber keine Rolle, wenn entsprechende Aussagen im Alten Testament zu finden sind – und dies ist eindeutig der Fall.

Auch die heiligen Schriften des „Alten Bundes“ sind für gläubige Christen verbindlich und als Offenbarung Gottes anzusehen.

Dabei ist auch eine fürbittende Wirksamkeit der Engel durchaus von Bedeutung: mögen sie auch keine menschlichen Wesen sein, so sind sie – wie die Menschen – Geschöpfe des Ewigen. Ob Engel oder Heilige, ob Boten Gottes oder vollendete Gerechte: beide sind selig und schauen das Angesicht des Ewigen.

Im Buch Daniel heißt es vom Erzengel Michael, dem Schutzpatron der Hebräer, dass er bei Gott für das Volk Israel eintrat: wie anders als durch Fürsprache sollte er dies tun? – Ähnliche Engel-Fürbitten finden wir in Hiob 33,23 und Sach 1,12-13, aber auch im NT: Offb 5,8 und Offb 8,3-4.

Von den vollendeten Gerechten und ihrer Fürsprache für das Gottesvolk auf Erden (die Kirche des Alten Bundes) berichtet ausführlich das deuterokanonische 2. Makkabäerbuch. Es wird freilich – wie einige weitere, auf Griechisch verfasste AT-Schriften – von Protestanten nicht zur Heiligen Schrift gezählt. Dies steht im Widerspruch zur altkirchlichen Überlieferung, wobei die orthodoxe Kirche die spätjüdischen

Hl. Teresa von Avila (*1515 †1582), Karmelitin und Mystikerin: bereits 32 Jahre nach ihrem Tod 1614 seliggesprochen und 1617 zur Schutzpatronin Spaniens ernannt. Nur acht Jahre später, 1622, wurde sie heiliggesprochen. Am 27. September 1970 wurde Teresa von Avila als erste Frau zur Kirchenlehrerin erhoben.

Jakobus d. Ältere († um 44 n. Chr.) zählt zu den zwölf Aposteln und ist einer der bekanntesten Heiligen weltweit. Pilgerwege durch ganz Europa führen nach Santiago, wo das Grab des Apostels verehrt wird. An Wetterregeln kann man die Volkstümlichkeit mancher Heiligen ermessen. „Jakobi heiß – lohnt Müh' und Fleiß. Jakobi klar und rein, wird's Christfest frostig sein.“





In der Offenbarung des Johannes tritt Michael als Bezwingler Satans auf, den er auf die Erde hinabstürzt (Offb 12,7-9). Der hl. Michael wurde seit der siegreichen Schlacht auf dem Lechfeld 955 zum Schutzpatron des Ostfrankenreichs und später Deutschlands erklärt. Das Gebet zum hl. Michael ist auch heute noch aktuell: Heiliger Erzengel Michael, verteidige uns im Kampfe, gegen die Bosheit und die Nachstellungen des Teufels sei unser Schutz. „Gott gebiete ihm“, so bitten wir flehentlich; du aber, Fürst der Himmlischen Heerscharen, stoße den Satan und die anderen bösen Geister, die in der Welt umhergehen, um die Seelen zu verderben, durch die Kraft Gottes in die Hölle. Amen.



Judas Makkabäus übernahm 166, nach dem Tod des Vaters, die militärische Organisation des Aufstandes. Er befreite Jerusalem und richtete 164 v. Chr. den Tempeldienst wieder ein (1 Makk 3,1-4,60). Judas Makkabäus ließ für Gefallene Sündopfer in Jerusalem darbringen. 2 Makk 12,43 - 45: Damit handelte er sehr schön und edel; denn er dachte an die Auferstehung. Denn hätte er nicht erwartet, dass die Gefallenen auferstehen werden, wäre es überflüssig und sinnlos gewesen, für die Toten zu beten. Auch hielt er sich den herrlichen Lohn vor Augen, der für die hinterlegt ist, die in Frömmigkeit entschlafen. Ein heiliger und frommer Gedanke! Darum ließ er die Toten entschütten, damit sie von der Sünde befreit werden.

AT-Schriften ebenfalls als kanonisch anerkennt.

Die Makk.-Bücher sind auch im Judentum von erheblicher Bedeutung: Bei den Israeliten führte z.B. der Makkabäer-Bericht über die Befreiung des Tempels zur Einführung der Chanukkafeier, dem jährlichen Lichterfest im Dezember zur Erinnerung an die Einweihung des – vorher durch Heiden geschändeten – Tempels in Jerusalem. Die Glaubenshelden der Makkabäer hatten die Befreiung des Tempels – zugleich wichtiges Symbol und Hoheitsstätte des wahren Gottesglaubens – durch große Opfer erkämpft.

Die folgenden Abschnitte berichten uns, wie der heldenhafte Heerführer Judas Makkabäus und seine Mannen durch eine Traumvision ermutigt wurden und neuen Glaubensmut erhielten.

Dabei erschien dem glaubensstarken Judas Makkabäus auch ein einstmals vorbildlicher Hohepriester und sogar der verstorbene Prophet Jeremias, von dem es heißt, dass die

ser Prophet Gottes „viel für das Volk und die heilige Stadt betet“.

Die heroischen Kämpfer für den wahren Gottesglauben wurden durch diese geistliche Erfahrung ihres Anführers mit neuer Zuversicht und Glaubenskraft erfüllt.

WENN EIN VERSTORBENER HOHENPRIESTER ERSCHEINT

Hier der aufschlussreiche Bericht aus 2 Makk 15,6 ff.:

„Judas Makkabäus hörte nicht auf, sein Vertrauen und all seine Hoffnung auf die Hilfe des HERRN zu setzen. Er ermahnte seine Männer, sich vor den anrückenden Heiden nicht zu fürchten; sie sollten daran denken, wie der Himmel ihnen in der Vergangenheit geholfen habe; auch jetzt dürften sie vom Allmächtigen den Sieg erwarten.

Mit Worten aus dem Gesetz und aus den Propheten flößte er ihnen

Mut ein, erinnerte sie auch an die Kämpfe, die sie schon bestanden hatten, und stärkte so ihren Kampfesmut. Nachdem er ihre Begeisterung geweckt hatte, spornte er sie weiter an, indem er sie daran erinnerte, wie die Heiden die Verträge nicht gehalten und ihre Schwüre gebrochen hatten.

So wappnete er jeden von ihnen – nicht jedoch mit der Sicherheit, die Schild und Lanze verleihen, sondern mit jenem Mut, der durch die rechten Worte entfacht wird. Auch erzählte er ihnen einen überaus glaubwürdigen Traum, der alle sehr erfreute:

Er hatte folgendes gesehen: Ihm war der frühere Hohepriester Onias erschienen, ein edler und gerechter Mann, bescheiden im Umgang, von gütigem Wesen und besonnen im Reden, von Kindheit an in allem aufs Gute bedacht; dieser Hohepriester breitete seine Hände aus und betete für das ganze jüdische Volk.

In gleicher Haltung erschien sodann ein Mann mit grauem Haar;

von herrlicher Gestalt; der Glanz einer wunderbaren, überwältigenden Hoheit ging von ihm aus. Onias begann zu reden und sprach: Das ist der Freund seiner Brüder, der viel für das Volk und die heilige Stadt betet: Jeremia, der Prophet Gottes.

Dann streckte Jeremia die rechte Hand aus und übergab ihm ein goldenes Schwert; dabei sprach er zu Judas Makkabäus: „Nimm das heilige Schwert, das Gott dir schenkt. Mit ihm wirst du die Feinde schlagen.“

Die Worte ihres Anführers gaben den Männern Zuversicht; denn sie waren sehr edel und besaßen die Kraft, zur Tapferkeit anzuspornen und die Jugend mit männlichem Mut zu erfüllen. Man beschloss, kein Lager zu beziehen, sondern kühn anzugreifen und mit allem Mut im Kampfe Mann gegen Mann die Entscheidung herbeizuführen; denn die Stadt, die Religion und das Heiligtum seien in Gefahr; sie fürchteten weniger um Frauen und Kinder, um Brüder und Verwandte als um die Heiligkeit des Tempels.“

Soweit der Bericht aus dem Alten Testament.

„SIE HABEN DURCH IHREN GLAUBEN LOB ERLANGT“

Diese eindrucksvollen Gottesmänner aus der Zeit der Glaubenskämpfe werden auch im Neuen Testament gewürdigt, vor allem im Hebräerbrief 11,34-39:

„Sie sind Helden im Kampfe geworden und haben die feindlichen Heere zum Weichen gebracht. Frauen haben ihre Toten durch Auferstehung wiedererhalten. Andere ließen sich auf der Marterbank zu Tode schlagen und wiesen die ihnen angebotene Lebensrettung zurück, um eine bessere Auferstehung zu erlangen. Wieder andere wurden verhöhnt und gegeißelt, in Ketten und Kerker geworfen; sie wurden gesteinigt, verbrannt, zersägt und mit dem Schwerte erwürgt; sie gingen umher in Schafpelzen und Ziegenfellen unter Entbehrung, Trübsal und Unge- mach.“

Die ganze Welt konnte ihnen keine würdige Wohnstatt bieten – und doch mussten sie in Wüsteneien und Gebirgen, in Höhlen und Erdklüften

heimatlos umherirren; sie alle haben durch ihren Glauben Lob erlangt, aber die Erfüllung der Verheißung haben sie nicht erlebt.“

Diese Helden des Alten Bundes haben also „durch ihren Glauben Lob erlangt“ – das Lob des Ewigen selbst; sie traten für Gottes Wahrheit ein und gaben ihr Leben hin, ohne die Erfüllung der göttlichen Verheißungen selbst erleben zu können.

Gerechte wie der Hohepriester Onias und der große Prophet Jeremias halten vor Gott Fürsprache für die Gläubigen auf Erden – dies bezeugt uns die Heilige Schrift.

Das gilt auch für folgende Szene aus den Passionsberichten: Als Jesus am Kreuz das Psalmgebet sprach, das mit den Worten beginnt „Eli, Eli ...“ (Mein Gott, mein Gott ...), hatten einige Leute vermutet, dass er zu Elia betet – so unüblich war das Anrufen von Propheten und Gerechten des Alten Bundes offenbar unter den Juden nicht. In Mt. 27,47 heißt es hierzu: „Einige aber von denen, die da standen, sprachen, als sie das hörten: Er ruft nach Elia.“

Somit liegt es auf der Hand, dass die Heiligen – also die vollendeten Gerechten des alten und neuen Gottesvolkes – uns auch heute als Fürsprecher vor Gottes Thron wirksam beistehen.

Dies gilt umso mehr, als der Neue Bund die Vollendung des Alten Bundes ist, ihn also an Gnade und Herrlichkeit bei weitem übertrifft – auch hinsichtlich der Glorie der Heiligen.

Dies legt auch Offb. 5,7 nahe, wo es heißt, dass die Gebete der Heiligen wie Räucherwerk zu Christus emporsteigen: „Als das Lamm das Buch empfangen hatte, fielen die vier Lebewesen und die vierundzwanzig Ältesten vor ihm nieder; alle trugen Harfen und goldene Schalen voll von Räucherwerk; das sind die Gebete der Heiligen.“

In Offb 6, 9-11 bitten die Märtyrer vor dem Thron Gottes um sein mächtiges Eingreifen, wobei ihre Fürsprache vor allem dem Wohl der noch lebenden Christen auf Erden gilt. In ihrer Anrufung heißt es: „Wie lange zögerst du noch, HERR, du Heiliger und Wahrhaftiger, Gericht zu halten und unser Blut an den Bewohnern der Erde zu rächen?“ ●

Es war eine Nachricht, die bei Vielen große Betroffenheit auslöste. Klaus Berger, der renommierte Neutestamentler, verstarb plötzlich am 8. Juni. Beim Kongress „Freude am Glauben“ war er mehrfach dabei, auch bei der Osterakademie in Kevelaer referierte er. Der Tod ereilte den großen Theologen am Schreibtisch – er hatte noch an einem neuen Buch über den mittelalterlichen Mönch und Theologen Joachim von Fiore gearbeitet.

Schon das zeigt, dass Berger nicht nur in der neutestamentlichen Exegese zuhause war, sondern im Grunde ein theologischer Universalgelehrter, der sich auch zu Themen über die Bibelwissenschaft hinaus immer wieder kompetent geäußert hat, etwa zum Zölibat oder auch zur Frauenordination. Zur priesterlichen Ehelosigkeit vertrat er den Standpunkt, dass sie Zeichen radikalen Glaubens an Gott sei, der zwar der ganz andere, aber doch die absolute Liebe ist. Mit der zölibatären Lebensweise setzt der Priester ein Zeichen, dass er radikal auf diesen liebenden Gott hofft. Auch Jesus selbst habe auf eine menschliche Braut verzichtet, weil er sich ganz der zukünftigen Erlösung des Gottesvolkes gewidmet habe, das ihm zur Braut geworden ist. Das Priestertum der Frau sei unter anderem deshalb nicht möglich, weil der Priester in dem liturgischen Drama den männlichen Christus repräsentiert.

Aufsehen erregte Berger in Theologenkreisen jedoch vor allem durch seine Kritik an der sogenannten historisch-kritischen Methode der Bibelauslegung. Sein Buch „Die Bibelfälscher“ ist ein flammendes Plädoyer dafür, dass die Evangelien durchaus historische Bedeutung haben, womit Berger übrigens unter den Exegeten in der Minderheit war. Indessen übt der Exeget heftige Kritik an jenen Theologen, die die Wunder des Neuen Testaments bis hin zur Auferstehung mehr oder weniger als Mythen und fromme Legenden abtun oder sie bloß symbolisch deuten – mit dem Argument, dass sie der Vernunft widersprechen. Die Folge von alldem ist eine Verfälschung der Person Jesu, der nicht mehr als Gottessohn, sondern als rein menschl-

Kniender Theologe und großer Denker

Zum Tod von Klaus Berger

cher Revolutionär und Pazifist gesehen wird. Schon am Anfang seines Buches macht Berger das Problem anhand einer vielleicht oft übersehenen und selten widersprochenen, aber doch wichtigen Sichtweisen vieler Exegeten deutlich: der Auffassung, dass Jesus an das nahe Welten-

kommt, sondern bereits mit dem irdischen Jesus zumindest anfanghaft angebrochen ist.

Insofern hängen auch Gottessohnschaft Jesu Christi und die Botschaft vom Reich Gottes untrennbar zusammen. Jesus ist nicht nur der Verkündiger einer Botschaft außerhalb seiner selbst – er verkündigt sich als den Sohn Gottes. Damit wird ein gern verwendeter Grundsatz vieler Exe-

geten hinfällig: Aus dem Verkündiger Jesus wurde mit dem Osterereignis der verkündigte Christus – anders

gesprochen: Alle Aussagen über die Gottessohnschaft Jesu sind theologische Interpretationen der ersten Christen. Jesus selbst hat das nie von sich behauptet.

Wenn Berger dem aber widerspricht, so bekommt der Blick auf den historischen Jesus eine ganz andere Dimension. Denn in seinem Handeln – gerade auch in seinem wundertätigen Handeln ist Gottes Reich gegenwärtig.

Berger ist allerdings nie der Gefahr erlegen, die Bibel und Christus in erster Linie zum bloßen Objekt seiner Betrachtung zu degradieren. Vielmehr lebte er zutiefst aus der Gottesbeziehung. So empfahl er in einem Interview mit „kath.net“ jeden Bibeltext „im Gebet“ zu „verdauen“. Er selbst betete täglich das Stunden-

gebet der Zisterzienser, fühlte er sich doch mit den Mönchen des heiligen Bernhard sehr verbunden und gehörte als Familiar der österreichischen Abtei Heiligenkreuz an.

Obwohl Berger zutiefst mit der katholischen Kirche verbunden war, lehrte er doch Theologie an der Evangelischen Fakultät in Heidelberg – dies, weil seine katholische Doktorarbeit in den 1960er Jahren als häretisch angesehen wurde und er deshalb auch nicht Priester werden durfte. Später jedoch ist das Thema der Arbeit – die Verwurzelung Jesu im Judentum – sogar in den katholischen Weltkatechismus aufgenommen worden.

Klaus Bergers Größe lag nicht zuletzt darin, dass er immer wieder die Menschen einlud, ja sogar herausforderte, auf Christus zu blicken. Er selbst war – um es mit dem Theologen Hans Urs von Balthasar zu sagen – ein kniender Theologe, der über Gott noch wirklich staunen konnte. Als einen Zugang zu Gott für den Menschen unserer Zeit sah er vor allem die Besinnung über das, was eigentlich Liebe ist. Die Liebe unter Menschen kann eine Analogie zur Liebe zwischen Gott und Mensch sein, auch wenn diese Liebe Gottes – was ja der Begriff Analogie aussagt – unvergleichlich größer ist.

Gerade als Zeuge für diese Liebe Gottes wird Klaus Berger dieser Zeit fehlen, in der die von Respekt und Ehrfurcht getragene Liebe des Menschen zu Gott immer mehr erkaltet – ein wesentlicher, wenn nicht sogar der Grund, warum die Zahl der Gottesdienstbesucher kontinuierlich sinkt und die Kirchenaustritte steigen. Darum ist es mehr denn je nötig, dass es kniende Theologen wie Klaus Berger gibt. ●



de glaubte – eine Behauptung, die sehr schnell seine göttliche Autorität aus den Angeln heben kann. Denn hätte Jesus so gedacht, hätte er sich getäuscht. Berger zeigt, dass man keineswegs von einer solchen Naherwartung Jesu sprechen kann. Vielmehr macht er deutlich, dass das Reich Gottes, auf das sich die Vertreter der Naherwartung beziehen, eben nicht erst am Ende der Zeiten

Was geht uns die Apokalypse an?

„Der Schaden der Kirche kommt nicht von ihren Gegnern, sondern von den lauen Christen“, Benedikt XVI.



Globales Denken

Unsere Zeit hat in vieler Hinsicht apokalyptische Züge. Die großen Probleme in Politik und Wirtschaft lassen sich nicht mehr auf nationaler Ebene lösen, sondern nur noch auf globaler. Das gilt etwa von jenem Problemkreis, der mit der geplünderten Natur zusammenhängt, mit der schwindenden Vielfalt in der Tier- und Pflanzenwelt, mit der Luft, die wir atmen, und dem Wasser, das wir trinken wollen. Elisabeth Hurth schreibt: „Eine untergangsbewusste Welt ahnt, dass sich die Erde unaufhaltsam einer Endkatastrophe nähert und vieles dafür spricht, dass dieses Ende längst begonnen hat. „Global denkt aber schon die Offenbarung des Sehers Johannes. Nach dieser Offenbarung oder Enthüllung – das ist eigentlich mit dem Wort Apokalypse gemeint – wird das Ende der irdischen Geschichte auf jeden Fall ein Ende mit Schrecken sein. Da wird die Sonne schwarz, der Mond wie Blut, die Sterne fallen vom Himmel, und das Firmament selbst verflüchtigt sich wie ein Buch, das zusammengerollt wird (Offb 6,12–14). Die Schrecken, die zu diesem globalen Ende führen, werden in dreimal sieben Visionszyklen ausgemalt. In immer neuen Anläufen schildern sie Katastrophen mit weltweiten Auswirkungen: Krieg, Inflation, Flächenbrände, Vergiftung des Wassers, Erdbeben, Dürre, Hagel, Blutregen, Epidemien und Tod in vielen Formen. An einer Stelle heißt es: „In jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen, aber nicht finden; sie werden sterben wollen, aber der Tod wird vor ihnen fliehen“ (Offb 9,6). Dabei ist der physische Tod für den Seher Johannes nicht das Schlimmste; auf den ersten Tod folgt der weit schlimmere zweite Tod. Erst mit ihm erlischt die Existenz eines Lebewesens vollständig. Unter den geschilderten Katastrophen sind sol-

che, die bis heute historischer Alltag sind, wie Krieg, Inflation, Erdbeben oder Dürre, aber auch Katastrophen, die für einen antiken Menschen unter normalen Bedingungen undenkbar waren. So wird im 8. Kapitel ein Drittel des Meeres zu Blut, ein Drittel aller Flüsse und Quellen bitter (Offb 8,8–11); im 16. Kapitel wird schließlich alles Wasser auf Erden zu Blut (Offb 16,3f). So etwas war für den antiken Menschen nur denkbar, wenn göttliche Mächte eingreifen, und so wird es denn auch dargestellt. Uns heute kommt die Vision, dass ein Drittel des Wassers auf Erden einmal ungenießbar sein wird, durchaus realistisch vor. Das kann der Mensch selbst fertig bringen. So weit haben wir es gebracht.



Für den biblischen Seher werden alle geschilderten Katastrophen letztlich von Gott selbst in Gang gesetzt. Sie beginnen mit Aktionen im Himmel. Das Ziel dieser Aktionen ist aber nicht etwa die Vernichtung um der Vernichtung willen, sondern das Verschwinden der Übel und der Böswilligen von der Erde, damit das Gute und die Gutwilligen sich endlich frei und ungehindert entfalten können. Am Ende einer furchtbaren Leidensperiode steht die heilige Stadt Jerusalem inmitten einer erlösten Schöpfung. Das ist das Ziel des Geschichtsprozesses. Das alles wird geschildert in unterschiedlichen räumlichen und zeitlichen Perspektiven. Räumlich befinden wir uns einmal im Himmel, wo Gottes Thron steht, ein anderes Mal auf Erden. Zeitlich wechseln die Perspektiven zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Da im Himmel Vergangenheit wie Zukunft reine Gegenwart sind, kann die Perspektive unvermittelt wechseln und das Ende mehrfach vorweggenommen werden. So feiert der Himmel schon im 4. Kapitel, noch vor den großen Katastrophenzyklen, das gute Ende nach dem Sieg über alle bösen Mächte (Offb 4,9–11).

Mit den sich steigernden Katastrophenreihen schildert der Seher also, wie es zum Ende der herrschenden Weltordnung kommt und zur endgültigen Herrschaft Gottes. Denn die Herrschaft im Himmel wie auf Erden steht allein Gott zu, und nur wo sie ihm auch tatsächlich überlassen wird, kann der Mensch glücklich leben. Das ist die gemeinsame Grundüberzeugung von Juden, Christen und Muslimen. Im Unterschied zu Juden und Muslimen jedoch sind Christen überzeugt, dass die entscheidende Rolle bei der Durchsetzung von Gottes Herrschaft Christus zukommt. Das wird vor allem im 5. Kapitel deutlich. Dort erscheint Christus in der paradoxen Gestalt eines Lammes, das zugleich ein Löwe ist, nämlich „der Löwe aus dem Stamm Juda“ (Offb 5,5). Das Lamm hat einen Schächtschnitt am Hals und steht trotzdem auf seinen Füßen; es lebt mit einer tödlichen Wunde. Dieses Lamm empfängt aus der Hand Gottes das siebenfach versiegelte Buch der Geschichte, dessen Siegel sonst niemand öffnen kann. Indem es Siegel um Siegel öffnet, führt es die Geschichte mit all ihrem Grauen zu dem schon genannten Ziel.

Dass all das nicht von einem weltfremden Mystiker ausgedacht

ist, sieht man im 18. und 19. Kapitel, wo der Sturz der Weltmacht geschildert wird und die Reaktionen darauf. Die Weltmacht wird als „Hure Babylon“ bezeichnet, wobei der Seher offenkundig an das heidnische Rom denkt. Aber Rom ist hier nur ein Symbol für eine Weltmacht, die alle Reichtümer der Erde an sich zieht. Ihr Untergang löst Freude und Schrecken aus: Freude im Himmel und Schrecken bei den „Königen der Erde“, den Händlern und Großunternehmern, die für ihre überflüssigen Waren plötzlich keine Abnehmer mehr finden. Diese Waren werden in einer langen Liste aufgezählt: Gold und Silber, Perlen und Edelsteine; Purpur, Seide und teure Hölzer; Marmor, Erz und Elfenbein; Zimt und Amomum, Parfüm und Weihrauch; Wein und Öl, Weißmehl und Weizen; Rinder und Schafe; Pferde, Wagen und Sklaven (Offb 18,13). Die meisten der aufgezählten Güter sind Luxusgüter, unter denen sogar die chinesische Seide ist, aber auch alltägliche Handelsgüter sind erwähnt. Der Verfasser dieser Liste kennt sich in der Welt aus, auch in der Welt der Wirtschaft. Und er kritisiert sie. Papst Franziskus hat diese Tradition aufgenommen.

Offb. IV, 1-11 Das Gericht; Offb. V, 1-14 Das Buch mit den sieben Siegeln; Offb. VI, 12-17 Das sechste Siegel



Merkwürdige Briefe

Dem Seher geht es mit seinem Buch nicht darum, die Neugierde über den künftigen Lauf der Welt zu befriedigen, sondern darum, eine Gruppe von sieben Stadtgemeinden in Kleinasien, der heutigen Türkei, auf eine Situation vorzubereiten, in der der christliche Glaube auf die äußerste Probe gestellt wird. Es sind die christlichen Gemeinden in Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodizea. An sie sind sieben Briefe adressiert, die im 2. und 3. Kapitel stehen und damit dem Hauptteil vorangestellt sind. Um ihre Eigentümlichkeit anzudeuten, nennt man sie gewöhnlich Sendschreiben. Die Gemeinden, an die sie sich wenden, sind dem Seher offenbar gut bekannt, und jede wird auf ihre Eigenheiten angesprochen, freilich in einer teilweise bildhaften, verschlüsselten Weise, die nicht immer eindeutig dechiffriert werden kann. Sie sollen aber offenkundig exemplarisch für christliche Gemeinden überhaupt stehen.

Alle Sendschreiben sind als direkte Rede Christi an die jeweilige Gemeinde (bzw. ihren Engel, der sie repräsentiert) abgefasst. Sie formulieren im Hauptteil Lob, Kritik, Mahnungen und Warnungen in sorgfältig abgewogenen Dosen und schließen, sozusagen als Schlussgruß, mit einem Überwinderspruch: Wer überwindet, das heißt: wer den Kampf um den Glauben besteht, erhält von Christus das ersehnte Glück. Am Schluss jedes Schreibens ist noch ein sogenannter „Weckruf“ angefügt, der sich an die Leser oder Hörer des Buchs und damit an uns richtet. Er lautet immer gleich: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!“ Den ersten Teil dieses Weckrufs hat schon der vorösterliche Jesus benützt. Durch den Zusatz „...“, was der Geist den Gemeinden sagt“, wird der Inhalt der Sendschreiben als allgemein bedeutsam gekennzeichnet.

Die übermittelte Kritik kann sehr scharf sein. So heißt es an die Adresse von Sardes: „Du giltst als lebendig und bist in Wirklichkeit tot“ (Offb 3,1). Die Gemeinde von Ephesus wird zuerst gelobt: „Du hast ausgeharrt, du hast um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden.“ Dann geht es weiter: „Ich werfe dir aber vor, dass du deine erste Liebe verlassen hast.

Bedenke, aus welcher Höhe du gefallen bist! Kehre zurück zu deinen ersten Werken!“ (Offb 2,3–5). Fünf der Gemeinden werden zur Umkehr aufgefordert; nur zwei Gemeinden, Smyrna und Philadelphia, benötigen offenbar keine Umkehr. Smyrna erhält das schöne Lob: „Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut, aber in Wirklichkeit bist du reich“ (Offb 2,9). Die Gemeinde von Smyrna ist offenbar arm an weltlichen, aber dafür reich an geistlichen Gütern. Von Philadelphia heißt es: „Weil du dich an mein Gebot gehalten hast, standhaft zu bleiben, will auch ich zu dir halten und dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die über die ganze bewohnte Welt kommen wird“ (Offb 3,10). Mit der Stunde der Versuchung ist das gemeint, was im Hauptteil des Buchs, insbesondere im 13. Kapitel, bildhaft geschildert wird: die Entscheidung zwischen Gott und den antichristlichen Mächten, zwischen Gott und der Welt.

Im scharfen Gegensatz zu den beiden vorbildlichen Gemeinden steht die Gemeinde von Laodizea. An sie richtet sich der letzte der sieben Briefe. Sie wird überhaupt nicht gelobt, und stattdessen schärfer gerügt und gewarnt als alle anderen. Und doch steht am Ende dieses Sendschreibens eines der schönsten und bis heute beliebtesten Worte im ganzen Neuen Testament. Für die heutige Situation des Christentums und der Kirche im westlichen Europa scheint mir dieser Brief der aktuellste von den sieben. Er könnte gestern vom Himmel gefallen sein mit der Adresse: An die Engel der lauen christlichen Gemeinden in Europa. Betrachten wir ihn daraufhin im einzelnen.

Der Fall Laodizea: unser Fall?

Laodizea war eine reiche Industrie- und Handelsstadt. Das zeigen auch die Ausgrabungen, die dort seit 2003 in Gang sind. Die Stadt besaß solide Banken und große Manufakturen, zum Beispiel zur Leinen- und Wollherstellung. Der antike Geograph Strabo hebt besonders eine rabenschwarze Schafrasse der Umgebung hervor, deren Wolle viel Geld einbrachte. Außerdem war Laodizea Sitz einer berühmten Ärzteschule und einer Arzneimittelindustrie. Es war so reich, dass es nach der Zerstörung

durch ein Erdbeben im Jahr 60/61 n. Chr. den Wiederaufbau ganz aus eigenen Kräften schaffte. Die christliche Gemeinde in dieser Stadt wurde wahrscheinlich von einem Mitarbeiter des Paulus namens Epaphras gegründet. Das geht aus Bemerkungen im Kolosserbrief des Paulus hervor. Darin lässt er die Brüder in Laodizea eigens grüßen, ganz besonders eine gewisse Nympha und ihre Hausgemeinde. Er bittet darum, dass sein Brief an die Kolosser in Laodizea vorgelesen wird

Offb. III, 1-6 – Dem Engel der Gemeinde in Sardes
Offb. II, 1-7 – Dem Engel der Gemeinde in Ephesus
Offb. II, 8-11 – Dem Engel der Gemeinde in Smyrna
Offb. III, 7-13 – Dem Engel der Gemeinde in Philadelphia



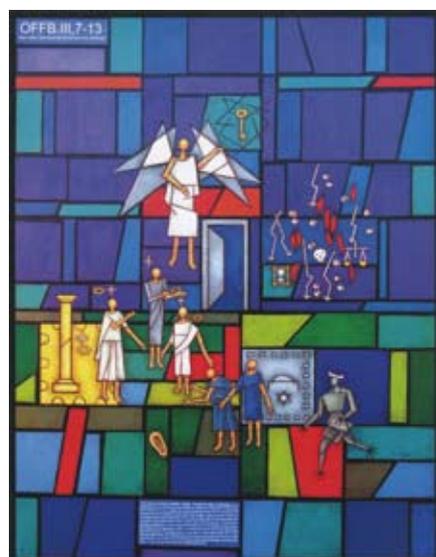
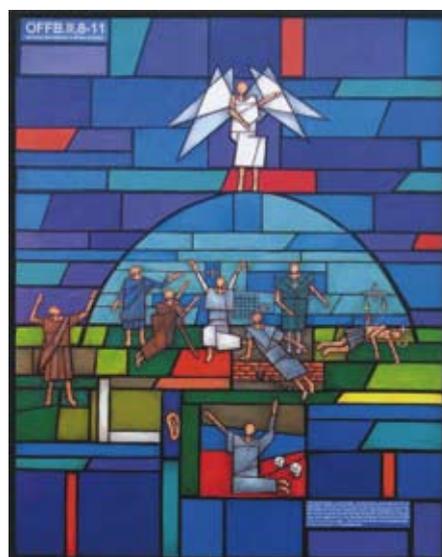
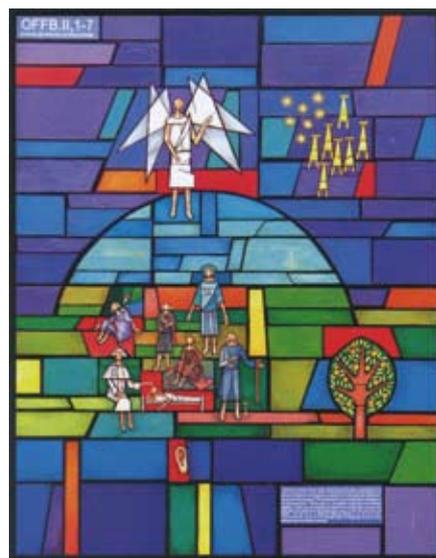
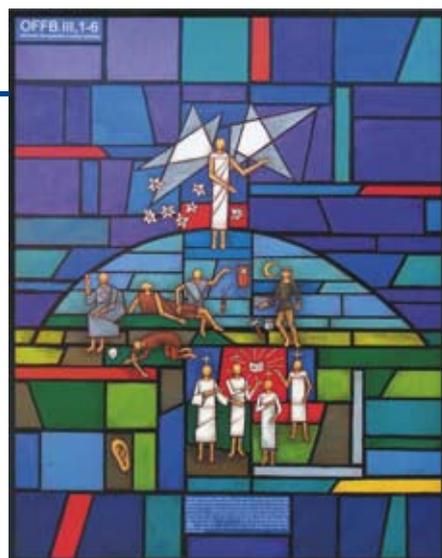
und der an die Laodizener in Kolosae. Leider ist der Brief an die Laodizener verlorengegangen.

Es ist bezeichnend, dass gerade das Christentum in dieser reichen und stolzen Stadt in den Augen des Sehers von Patmos am schlechtesten wegkommt. Der Brief an sie steht am Ende des 3. Kapitels und beginnt wie alle mit der Anschrift und dem Absender: „An den Engel der Gemein-

de in Laodizea schreibe: So spricht der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Schöpfung Gottes“ (Offb 3,14). Christus wird hier „der Amen“ genannt, denn er hat das letzte Wort, wie er als Anfang der Schöpfung das erste hatte. Er tritt als wahrhaftiger Zeuge auf und wie sein erster Satz zeigt, als Belastungszeuge. „Ich kenne deine Werke, du bist weder kalt noch heiß. O wärest du doch kalt oder heiß! Aber weil du lau bist, weder heiß noch kalt, will ich dich

und, da der Eintrittspreis minimal war, auch von den Armen viel besucht. In Laodizea sind bei den jüngsten Ausgrabungen drei davon nachgewiesen worden. Zur Standardeinrichtung solcher Bäder gehörten drei Wasserbecken oder Wärmeräume mit Wannen: einer mit heißem, einer mit lauwarmer und einer mit kaltem Wasser; ein caldarium, ein tepidarium und ein frigidarium. Normalerweise tauchte man zuerst ins heiße Bad, dann ins lauwarmer und zum Schluss ins kalte.

Dieses harte Entweder-oder ist schon für den vorösterlichen Jesus charakteristisch. „Euer Wort sei ja, ja, nein, nein. Alles andere ist vom Übel“ (Mt 5,37). Man kann nicht Gott dienen *und* dem Mammon, entweder das eine oder das andere (Mt 6,24). Zwischen dem breiten Weg, der ins Verderben führt, und dem engen, der ins Leben führt, gibt es keinen goldenen Mittelweg (Mt 7,13f). Jesus unterscheidet nur zwei Arten von Menschen: die, die auf seine Worte hören und danach handeln, und die, die es nicht tun. Die einen haben auf Fels gebaut, die andern auf Sand (Mt 7,24–27). In einem anderen Gleichnis schickt ein Vater seine beiden Söhne zur Arbeit in den Weinberg. Der eine sagt Ja, geht aber nicht, der andere sagt Nein, geht dann aber doch (Mt 21,28–30). Ein guter Baum bringt gute Früchte, ein maroder marode (Mt 12,33). „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich“ (Mt 12,30). In einem weiteren Gleichnis gibt es nur zwei Sorten von Jungfrauen: kluge und törichte. Die törichte, die nicht richtig vorbereitet sind, stehen am Ende vor der Tür des Hochzeitsaals und bitten um Einlass. Darauf sagt der Herr zu ihnen: „Amen, ich sage euch, ich kenne euch nicht“ (Mt 25,12). „Ich kenne euch nicht“: das ist ebenso schockierend wie das Ausspeien der Lauen in unserem Sendschreiben. Das Leben wird gewonnen oder verloren. Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer es aber um des Evangeliums willen verliert, wird es retten. Dieses Herrenwort ist in den Evangelien sechsmal zitiert. Demnach gibt es ein uneigentliches Leben, „das Leben in dieser Welt“, wie es im Johannesevangelium heißt (Joh 12,25), und ein eigentliches Leben, das in der Nachfolge Christi. Nur wer dem eigentlichen jederzeit entschlossen die Priorität einräumt, rettet sein Leben mit allem Wesentlichen daran ins Jenseits hinein. Im Sämännsgleichnis werden zwar vier Möglichkeiten geschildert, aber nur eine davon führt zum gewünschten Erfolg; die drei andern sind nur verschiedene Weisen, wie es daneben gehen kann (Mk 4,3–20). Es bleibt also auch hier beim Entweder-oder.



ausspeien aus meinem Mund“ (Offb 3,15f).

Die Exkommunikation der Lauen in Christus durch Ausspeien ist von einer schockierenden Drastik. Aber wenden wir uns zunächst der Dreiteilung in kalt, heiß und lau zu. Darin dürfte eine Anspielung auf die römischen Bäder, die Thermen, stecken. Die öffentlichen Bäder waren in der Kaiserzeit außerordentlich beliebt

Zur Erfrischung ging man aber vom caldarium direkt ins frigidarium. Die Gemeinde von Laodizea nun erscheint dem Seher wie ein Bad, das nur über lauwarmer Wasser verfügt, kein heißes und kein kaltes; sie ist selbst lau, und dieses Laue reizt Christus zum Erbrechen. Für ihn gibt es nur heiß oder kalt, nichts dazwischen. Entweder ganz in Christus oder gar nicht; alle Halbheiten sind ekelhaft.

Aus diesen Vorgaben hat der Evangelist Johannes zwei Lebenssphären gestaltet: Licht und Leben auf der einen Seite, Finsternis und Tod auf der anderen. „Das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es

nicht erfasst“ (Joh 1,5). Dazwischen gibt es nichts. Man kann nicht in der ewigen Dämmerung leben. „Wir wissen, dass wir aus dem Tod hinüberschritten sind in das Leben, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod“ (1 Joh 3,14). Wer sich nicht im Lebenskreis Christi bewegt, gehört zu den Toten, die ihre Toten begraben. Halblebigkeit gibt es nicht im Bereich des Geistlichen. Die wirklich Lebendigen werden ermahnt: „Liebt

Dieses Entweder-oder Jesu wird in der christlichen Tradition weitergeführt. Ich will nur zwei berühmte Beispiele anführen. Das erste ist der heilige Ignatius von Loyola. Das zentrale Stück in seinem Exerzitienbüchlein ist die Besinnung über die zwei Banner, das Banner von Jerusalem, zu dem Christus ruft, und das Banner von Babylon, zu dem der Teufel ruft. Der Teufel lockt mit Reichtum, Ehre der Welt und Stolz, der Wurzel aller

der mit leichtfertigen Händen bedenkenlos und grenzenlos ausgeschüttet wird; Gnade ohne Preis, ohne Kosten. [...] In dieser Kirche findet die Welt billige Bedeckung ihrer Sünden, die sie nicht bereut und von denen frei zu werden sie erst recht nicht wünscht. [...] Teure Gnade ist der verborgene Schatz im Acker, um dessentwillen der Mensch hinget und mit Freuden alles verkauft, was er hatte; die köstliche Perle, für deren Preis der Kaufmann alle seine Güter hingibt; die Königsherrschaft Christi, um derentwillen sich der Mensch das Auge ausreißt, das ihn ärgert, der Ruf Jesu Christi, auf den hin der Jünger seine Netze verlässt und nachfolgt.“ Teuer ist die Gnade, weil die Nachfolge Christi ein Joch ist; Gnade ist diese Nachfolge, weil das Joch als Joch Christi sanft und leicht ist (vgl. Mt 11,30). Das weiß freilich nur der Erfahrene.

Wie sieht es nun angesichts solcher Alternativen heute in der katholischen Kirche in Deutschland aus? Von einem Entweder-oder will man nichts mehr wissen. Das gilt als Schwarz-Weiß Malerei und übler Dualismus. Die Kirche teilt mit vollen Händen die billige Gnade aus, den Todfeind unserer Kirche; man denke nur an die Firmpraxis. Sie glaubt nicht an die Sanftheit eines Joches, auch wenn es das Joch Christi ist. Ihre Gläubigen, wenn man sie so nennen darf, halten das Beichten großenteils für überflüssig. „Ich habe doch nichts Böses getan“, hört man nicht selten als Entschuldigung. Von Sünden redet kaum noch jemand, auch der Pfarrer nicht. Das Wort Demut kommt höchstens einmal ganz verschämt in einer Predigt vor. Warum soll man sich ein Auge ausreißen oder die Netze verlassen? Oder gar einen engen Weg wählen? Liebe zur Welt soll Feindschaft mit Gott sein? Wer glaubt denn das noch? Als ein deutscher Papst nach Deutschland kam und es wagte, von einer Entweltlichung der Kirche zu reden, fuhr man ihm gleich über den Mund. Sein Nachfolger redet zwar problemlos vom Teufel, aber in seinem Fall kann der aufgeklärte Gläubige nur nachsichtig die Schultern zucken. Das christliche Leben ein Kampf? Mit geistlichen Waffen? Eine peinlich militaristische Vorstellung, die man einem spanischen Haudegen verzeihen kann, aber heute doch ganz antiquiert ist.



Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen

nicht die Welt und was in der Welt ist. Wenn einer die Welt liebt, ist die Liebe zum Vater nicht in ihm“ (1 Joh 2,15). Und der Jakobusbrief sekundiert: „Wisst ihr nicht, dass Liebe zur Welt Feindschaft mit Gott ist?“ (Jak 4,4).

Warum jemand besser kalt als lau sein sollte, erklärt das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–32). Der jüngere Sohn verlangt ganz kalt sein Erbe, verjubelt es und gerät ins Elend. Daraufhin geht er in sich und kehrt zurück zum Vater. Der daheimgebliebene ältere Sohn sieht gar nicht ein, warum man sich darüber freuen soll. Der Vater erklärt es ihm: Wir müssen uns doch freuen, denn dein Bruder war tot und ist wieder zum Leben gekommen, er war verloren und ist wiedergefunden. Ob der brave Bruder des Tunichtguts diese Sicht übernehmen wird, lässt Jesus ganz offen.

Laster; Christus dagegen empfiehlt Armut, das Hinnehmen von Verachtung und Demut, die Wurzel aller Tugenden.

Diesen Geist des Entweder-oder finden wir auch bei Dietrich Bonhoeffer wieder. Sein Buch mit dem schlichten Titel „Nachfolge“ erschien im Jahr des Herrn 1937. Es wollte, ähnlich wie die Apokalypse des Johannes, in eine Situation äußerster Glaubenserprobung hineinsprechen. Bonhoeffer beginnt mit einem Kapitel über die billige und die teure Gnade: „Billige Gnade ist der Todfeind unserer Kirche. Unser Kampf heute geht um die teure Gnade. Billige Gnade heißt Gnade als Schleuderware, verschleuderte Vergebung, verschleudertes Sakrament; Gnade als unerschöpfliche Vorratskammer der Kirche, aus

Erinnert sich noch jemand an das Lied von Angelus Silesius „Mir nach! spricht Christus, unser Held“? In diesem Lied lautet eine Strophe: „Fällt’s euch zu schwer, ich geh voran, / ich steh euch an der Seite. / Ich kämpfe selbst, ich brech die Bahn, / bin alles in dem Streite. / Ein böser Knecht, der still mag stehn, / sieht er voran den Feldherrn gehn.“ Nach meiner Erfahrung wurde diese Strophe, wenn man das Lied in den letzten Jahrzehnten überhaupt noch sang, meistens übersprungen. Im neuen Gotteslob hat man sie kurzerhand gestrichen. Eigentlich hätte man das ganze Lied aus dem Gesangbuch streichen müssen, denn es redet von Kreuzesnachfolge und davon, dass man „wohlgemut, getrost und gern in allen Leiden stehen“ wolle. Von einem solchen Wollen ist bei den heutigen Gläubigen, wenn man sie so nennen will, jedoch nicht mehr viel zu erkennen. Leiden ist für sie ein reines Übel, das mit allen medizinischen Mitteln vermieden werden muss. Dass es eine Prüfung sein könnte, die es zu bestehen gilt und die zur menschlichen Reifung dienen kann, auf diesen Gedanken wird heute schwerlich jemand kommen. Ich wüsste nicht, dass ich ihn je in einer Predigt gehört hätte. Vom Kreuz Christi ist zwar immer noch die Rede, aber dass es uns betrifft, dass wir unser Kreuz aufnehmen und damit Christus bis zum Letzten nachfolgen sollen, davon hört man in der kirchlichen Verkündigung so gut wie nichts mehr. Wie die Laodizener lieben auch wir vor allen Dingen Gesundheit und Wohlstand und wollen von der Seligkeit der Armen nichts wissen. Deshalb übersetzen wir die erste Seligpreisung gegen den Text: „Selig, die arm sind vor Gott“. Da vor Gott *alle* Menschen arm sind, lassen wir Jesus mit diesen Worten alle Menschen selig preisen. Und natürlich gehört dann auch allen Menschen das Himmelreich, wahrscheinlich, weil sie alle so brav sind.

Wenn man das heutige Christentum in einer durchschnittlichen katholischen Gemeinde in Deutschland mit einem Wort kennzeichnen müsste, könnte man kein besseres finden als lau. Nehmen wir einen gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst. Der Gesang ist lustlos und lahm und oft noch überläutet von einer überlauten Orgel. Das Schuldbekenntnis wird unwillig gemurmelt, das Credo verwaschen heruntergeleiert, ebenso die übrigen Ge-

bete einschließlich des Vaterunsers. Die Andacht ist mäßig, ob es wirklich zur Herzenerhebung kommt, sehr fraglich. Auf das „Erhebet die Herzen“ antwortet die Gemeinde zwar brav: „Wir haben sie beim Herrn“, aber der Ton, der auch hier die Musik macht, weckt zumindest Zweifel an der Behauptung. Ohne Herzenerhebung aber ist ein Gottesdienst nach Ansicht des seligen John Henry Newman nur Heuchelei, Mummenschanz und

Selten haben sie die Form der Homilie, das heißt einer Auslegung der vorgetragenen Schrifttexte, die sie als „Richtlinien für das christliche Leben“ begreifen lässt, wie es die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums wünscht. Viele Predigten haben offenkundig nur ein Ziel: das Dynamit, das in den Worten Gottes steckt, zu entschärfen und am Evangelium alle Ecken und Kanten abzuschleifen, kurz: alles Zündende und Heiße



Christus als Seelenapotheker

Show. Kniebeugen, Kreuzzeichen: das müssen wir erst wieder lernen. Ist das die *actuosa participatio*, die sich die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils gewünscht haben? Die alttestamentliche Lesung, eine löbliche Neuerung der Liturgiereform, wird oft ohne Not weggelassen. Vom Evangelium nimmt man nach Möglichkeit die Kurzfassung. Es hört ja sowieso keiner zu. Eine Umfrage unmittelbar nach dem Gottesdienst würde wahrscheinlich erschütternde Ergebnisse an den Tag bringen. Von den liturgischen Willkürlichkeiten vieler Priester will ich hier lieber schweigen. Das Recht der Gläubigen auf einen Gottesdienst, der den Vorschriften entspricht, scheint manche bischöflichen Ordinariate nicht zu kümmern.

Die Predigten sind meistens allgemein und unverbindlich gehalten.

darin auf Normaltemperatur herunterzukühlen, damit es wieder für unser laues Christentum passt. Es gibt heiße Eisen, die in einer Predigt so gut wie nie behandelt werden, zum Beispiel: warum die Armen selig sein sollen und das Kamel nicht durchs Nadelöhr kommt; was im christlichen Leben Opfer und Verzicht bedeuten könnten; wozu der Christ ein Gewissen hat und wie man es bildet; wie man seinen Feind lieben und ihm verzeihen kann; was eine christliche Ehe ist, was Treue und Keuschheit bedeuten; wie Kreuzesnachfolge und ein christliches Sterben aussehen könnten; die Letzten Dinge – Tod, Gericht, Läuterung, Himmel, Hölle – und wie sie unser Leben prägen müssten. Man hört in den Predigten bis zum Überdruß wiederholt, dass Gott uns bedingungslos liebt, aber selten ein Wort darüber,

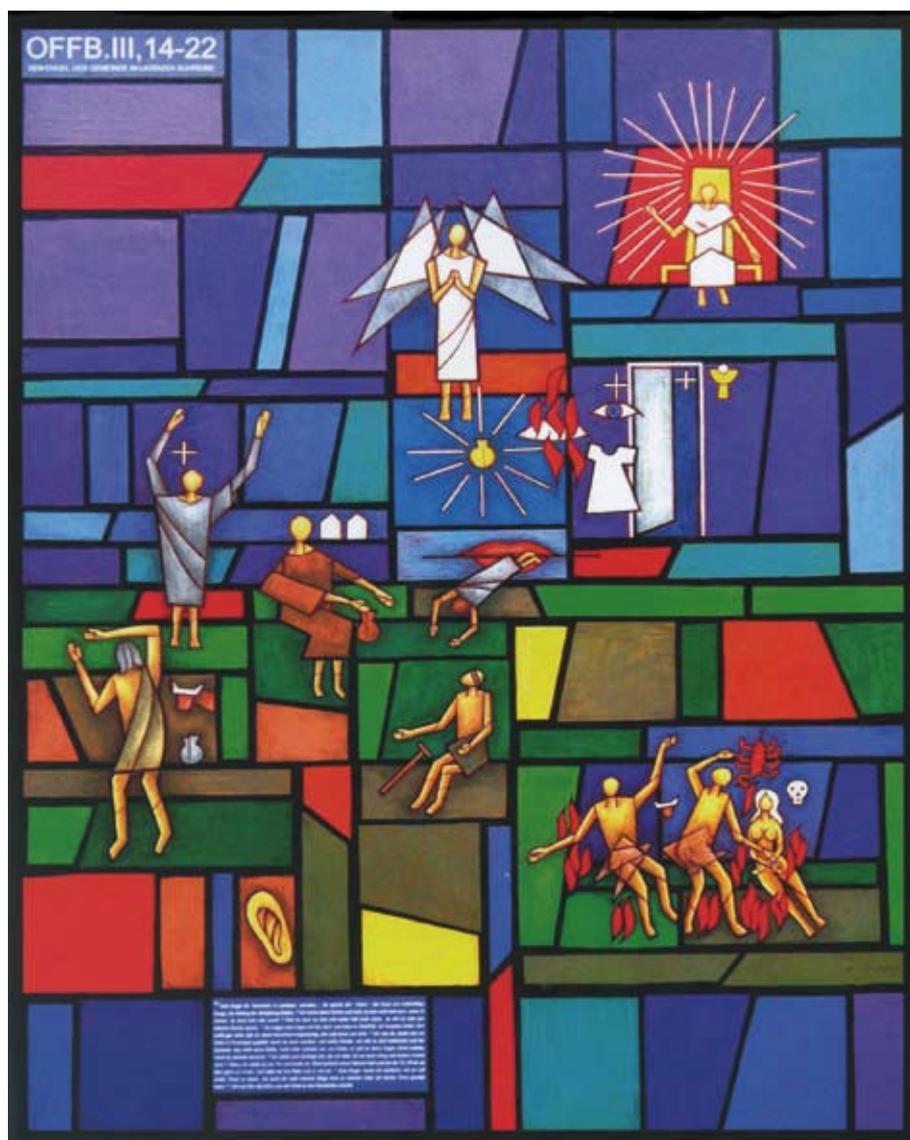
wie wir Gott oder gar Christus lieben sollen. Überhaupt spielt Christus eine erstaunlich geringe Rolle in den üblichen Predigten; er kommt kaum noch vor. Die Folge dieser lauen Predigten ist manchmal zu beobachten, wenn einen Gläubigen ein plötzliches Unglück oder ein schweres Leiden trifft. Dann kann man die Klage hören: Wie kann Gott mir das antun, wo ich doch immer in die Kirche gegangen bin? Und von einem Tag zum anderen wird der vermeintlich Gläubige zum offenen Ungläubigen, der von Pfarrer und Kirche nichts mehr wissen will. Die Launen werden bei schlechten Erfahrungen mit der Kirche leicht abspenstig; die Kalten können schnell gläubig werden, wenn sie echten Glauben erleben. Dante weist den Launen, Unentschiedenen und Feigen sehr passend den Vorraum der Hölle zu (den es in der offiziellen Dogmatik gar nicht gibt).

Aber fahren wir mit unserem Sendeschreiben aus der Apokalypse fort! Auf die Drohung mit einer Exkommunikation durch Ausspeien folgt eine nähere Begründung: „Du behauptest: ‚Ich bin reich und zu Reichtum gekommen, ich benötige nichts.‘ Dabei weißt du nicht, dass du in Wirklichkeit elend und erbärmlich bist, arm, blind und nackt. Ich rate dir: Kaufe von mir *im Feuer geläutertes Gold*, damit du reich wirst; *weiße Kleider* zum Anziehen, damit deine schändliche Nacktheit nicht sichtbar wird; und *Augensalbe*, damit du sehen kannst“ (Offb 3,17f). Die Laodizener vertrauen auf ihren Reichtum und bilden sich ein, dass sie nichts weiter benötigen. Sie wissen nicht, wie erbärmlich sie vor Gott dastehen, weil sie nur Schätze auf der Bank haben, aber nicht im Himmel. Da rät ihnen Christus wie ein Händler, drei Dinge von ihm zu „kaufen“: an erster Stelle im Feuer geläutertes Gold, das heißt: einen in Nächstenliebe, Leiden und Kreuzesnachfolge bewährten Glauben. Die zweite Ware, die dieser Händler anzubieten hat, sind weiße Kleider, das heißt: Unschuld und Reinheit des Herzens. Denn die Laodizener, die so stolz auf ihre schönen Kleider und Textilien sind, stehen vor Gott nackt und bloß da, weil sie vor ihm nichts aufzuweisen haben als Lauheit, Eitelkeit und Hochmut. Der dritte Artikel, den Christus anpreist, ist Augensalbe. Die Laodizener, die so stolz auf ihre Medizin und besonders ihre Augenärzte sind, sehen nämlich nur mit den Augen im Kopf, die Au-

gen ihrer Seelen und Herzen sind verklebt. Aber nur mit diesen Augen sieht man das Wesentliche, wie der Kleine Prinz sagt, und nur die reinen Herzen schauen Gott, wie Jesus sagt. Um sie zu reinigen, braucht es eine Augensalbe, die man nicht mit Geld kaufen kann, weil man sie in der Kirche umsonst bekommt.

Aus diesem und ähnlichen Bibelworten hat sich die Tradition der Darstellungen Christi als Arzt der Seele

Gebet, Demut, Geduld, Barmherzigkeit usw. Dazu kommen als Arzneien Augenwasser, Herzwasser und Angst- oder Ölbergwasser sowie Aqua vitae, Aquavit, also Lebenswasser. Symbolische Heilkräuter sind auch Tag-und-Nacht – ein volkstümlicher Name für Stiefmütterchen – und Vergißmeinnicht, denn dieser Apotheker ist Arzt und Arznei zugleich, deshalb sollte man Tag und Nacht an ihn denken. Er greift meistens mit der Rechten in



Offb. III, 14-22 Dem Engel der Gemeinde in Laodizea

und seit dem 17. Jahrhundert speziell als Apotheker in der Seelenapotheke herausgebildet. Solche Darstellungen waren als Andachtsbild auf katholischer wie auf evangelischer Seite sehr beliebt. Da sieht man Christus, meist frontal dargestellt, in der Offizin, umgeben von den Gefäßen mit den geistlichen Heilmitteln, die durch Etikette bezeichnet sind: vor allem Glaube, Hoffnung, Liebe, aber auch

ein Säcklein mit kleinen Kreuzchen. Das sind laut Aufschrift die „Kreuzwurzeln“. Das ist sein wichtigstes Medikament, ja geradezu sein Allheilmittel. In der Linken hat er eine Apothekerwaage, zugleich ein Hinweis auf die entscheidende Diagnose beim Jüngsten Gericht. Vor ihm steht oft ein Kelch mit einer Hostie darüber, als Symbol des Glaubens. Auf einem ungewöhnlichen Bild ist ein länge-

res Rezept, eine Art Allheilmittel, zu lesen: ein Lot Sanftmütigkeit, zwei Lot Demütigkeit, drei Lot Barmherzigkeit, vier Lot Geduld und Reinigkeit des Herzens, dazu Reue, Buße, Beichte usw. Schon Origenes sieht in Christus den himmlischen Arzt, dessen Krankenhaus die Kirche ist. Seine Seelenarznei besteht größtenteils aus Worten, die eine geheimnisvolle Kraft entwickeln, wenn sie nur recht verkündet und aufgenommen werden.

Im nächsten Vers unseres Sendschreibens aus der Apokalypse wird der Händler zum strengen Erzieher, der eine Pädagogik vertritt, die heute entschieden abgelehnt wird. Dieser Erzieher sagt nämlich: „Wen ich liebe, den nehme ich in Zucht. Mach also Ernst (oder: Zeig Eifer) und kehr um!“ (Offb 3,19) Nehmen wir als Kommentar dazu einen Vers des großen evangelischen Frommen und Liederdichters Gerhard Tersteegen:

Verzage nicht, o Seel, in
Kreuz- und Leidenswegen!
Wenn's Gold im Feuer ist,
so ist der Schmelzer nah.
Die liebsten Kinder will der
Herr am meisten fegen.
Der Weg zum Himmel-
reich geht über Golgatha.

Das ist alles ebenso biblisch wie den heutigen Kirchgängern fremd. Viele moderne Christen weisen solche Gedanken empört von sich. Man fragt sich freilich, woher sie ihr vermeintlich besseres Wissen haben. Sicher nicht aus der Heiligen Schrift und nicht aus dem katholischen oder evangelischen Katechismus. Aber welchen Trost haben wir für solche Christen, wenn sie tatsächlich auf Kreuz- und Leidenswege geraten? Den üblichen: Es wird schon besser werden. Das hört der Sterbende oft bis zum bitteren Schluss. Wenn man die bitteren Wahrheiten systematisch verschweigt, kann man sie auch am Ende nicht ansprechen.

Bis zu der zuletzt zitierten Stelle unseres Sendschreibens haben wir nur Kritik und Warnungen gefunden. An der reichen, selbstbewussten und selbstgerechten Gemeinde von Laodizea findet der Seher nichts, aber auch gar nichts Lobenswertes. Doch mit dem „Mach Ernst und kehr um!“ will er nicht schließen. Deswegen wechselt er wenigstens den Ton. Von der Scheltrede geht er unvermittelt in

die Sprache des Hohenlieds über. Und so unbeliebt und selten zitiert die Eingangsworte des „Amen“ über heiß, kalt und lau sind, so beliebt und viel zitiert ist sein Spruch werbender Liebe: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer meine Stimme hört und die Tür auf tut, zu dem will ich eintreten und will Mahl halten mit ihm und er mit mir“ (Offb 3,20). Der „Amen“, der „Anfang der Schöpfung Gottes“, der Exkommunikator und strenge Erzieher, der Arzt und Apotheker mit bitteren Pillen, kann auch ganz anders auftreten und ganz bescheiden um Einlass bitten. Kein anderes Wort in den Sendschreiben der Apokalypse ist so persönlich, so intim, so anrührend. In Eucharistiefiern wird es gerne als Kommunionvers genommen. Das ist auch ganz passend. Aber wirklich passend ist dieses Wort natürlich nur, wenn die Tür, vor der Christus steht, auch aufgeht, wenn man ihn nicht draußen vor der Tür vergeblich klopfen lässt. Geschieht das? Darüber kann natürlich niemand urteilen als Gott allein. Aber wenn man sieht, wie die Dinge in unseren Eucharistiefiern gewöhnlich vor sich gehen, bekommt man doch starke Zweifel. Mit jedem Wort, das aus dem Evangelium vorgelesen wird, klopft Christus bei uns an. Aber hören wir sein Klopfen? Sind wir bereit, ihm unsere Türen zu öffnen? Wenn wir die Kommunion empfangen, heißt das vielleicht, dass er mit uns, aber noch lange nicht, dass wir mit ihm Mahl halten. Auch die bescheidene Liebe Christi kann vergeblich werben. Vielleicht besteht die eigentliche Misere Europas darin, dass die Christen Christus und das Christentum nicht mehr mögen.

Der als Schlussgruß fungierende Überwinderspruch lautet in unserem Fall: „Der Sieger darf mit mir Platz nehmen auf meinem Thron, wie auch ich gesiegt habe und mit meinem Va-

ter Platz genommen habe auf seinem Thron“ (Offb 3,21). Das heißt doch wohl: Wer im Kampf gegen seine Lauheit siegt, dem wird versprochen, dass er dieselben Rechte erhält wie Christus selbst. Um das Kämpfen kommen wir also nicht herum. Das Christentum, das die Offenbarung des Johannes verlangt, ist ein entschiedenes, kämpferisches Christentum. Der Gegner im Kampf ist unser egoistisches, selbstgerechtes, eigensinniges Selbst, das mehr alter Mensch als neue Kreatur ist. Dieser Kampf ist eins mit dem Streben nach Heiligkeit. Auch dieses Streben wird uns in den Predigten schon längst nicht mehr ans Herz gelegt. Da nützt es wenig, dass im Katechismus der Katholischen Kirche steht: „Alle Gläubigen sind zur christlichen Heiligkeit berufen.“ Die Heiligkeit können wir so wenig delegieren wie die Barmherzigkeit. Schlimm ist nicht, dass wir noch keine Heiligen sind, sondern dass wir es gar nicht ernsthaft werden wollen.

Deshalb möchte ich schließen mit der Strophe einer Dichterin, die einmal als die größte deutsche Dichterin gegolten hat, Annette von Droste-Hülshoff. Eine Gedichtstrophe aus ihrem Zyklus „Geistliches Jahr“ warnt vor der Macht, die nur wetterleuchtet und verneint. Sie lautet:

Wehr ab, stoß fort, was
gleich dem frechen Feind
Dir sendet
Die Macht, so wetter-
leuchtet und verneint!
Und starr gewendet
Wie zum Polarstern
halt das eine fest:
Sein Wort, sein heilig Wort
– und Schach dem Rest!

Vortrag auf der 24. Theologischen Sommerakademie in Augsburg 2016; Die Anmerkungen liegen der Redaktion vor.

Die Bilder des Apokalypse-Zyklus sind aus dem Ausstellungskatalog des **Apokalypse-Museums** entnommen.
Wittelsbacher Land, Aichach/Sulzbach; Zeller Straße 9

Bei Anfragen: Adolf Ziegler,
Objekt-Designer (grad.) (FH)
Kriststraße 5, 86316 Friedberg
Telefon: 0821 - 601797
E-Mail: a.ziegler@objekt-
design-ziegler.de
Internet: www.objekt-
design-ziegler.de



Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Die Glocken von Nagasaki

Als am 9. August 1945 „Fat Man“, die amerikanische Atombombe, über Nagasaki explodiert, wird der Radiologe Dr. Nagai in der Poliklinik in der Luft herumgewirbelt, von Splittern verletzt und unter Trümmern begraben. Im selben Augenblick sterben mehr als 44.000 Menschen, fast so viele sind schwer verletzt, tausende sterben in den folgenden Jahren. Dr. Nagai wird von überlebenden Kollegen befreit und behandelt mit ihnen Verwundete. Erst zwei Tage später kann er nach Hause laufen, findet Schutt und Asche und an einem Handknochen seiner Frau Midori – geschmolzen aber noch erkennbar – ihren Rosenkranz.

Takashi Nagai soll vor seiner Geburt am 3. Februar 1908 getötet werden, da sein Kopf zu groß sei und die Mutter die Geburt nicht überleben werde. Doch sie schenkt ihrem Sohn das Leben. Die Eltern nennen den Kleinen Takashi, Vornehmheit. Sie erziehen ihn in der Tradition des Shintoismus und der Samurai.

Takashi wird wie sein Vater Mediziner, sieht sich als Atheist. Doch der Tod seiner Mutter, die Lektüre von Blaise Pascals „Pensées“ und die schrecklichen Erfahrungen als Militärarzt in China stellen ihm immer wieder die eine Frage: Was ist der Sinn des Lebens? Nahe seiner Klinik im Vorort Urakami sieht er die Kathedrale von Nagasaki und hört deren Glocken.

Der Wissenschaftler mietet dort ein Zimmer bei einer katholischen Familie, weil er erleben will, was ihr Glaube bewirkt. Das Haus der Moriyamas war zweieinhalb Jahrhunderte geheimer Treffpunkt der Christen Nagasakis, die seit der Zeit des heiligen Franz Xaver schrecklichen Verfolgungen ausgesetzt waren.

Nagai geht irgendwann auf die Knie, um diesen Glauben kennen zu lernen, liest Bibel und Katechismus, lässt sich von einem Hausmeister unterrichten - einem jener Kleinen, deren Klugheit den Weisen verborgen ist. 1934 lässt sich der Arzt auf den Namen des japanischen Märtyrers Paul Miki taufen, der mit 25 Gefährten 1597 in Nagasaki gekreuzigt wurde.

Midori, der Tochter der Moriyamas, erklärt er vor der Hochzeit, dass er als Röntgenarzt sehr gefährdet ist. Er wird Professor und Dekan, Mitglied der Vinzenzgemeinschaft, verausgibt sich im Dienst an den Kranken. So wie an jenem Tag, als die Bombe fällt.

Sie trifft die Gegend um die Kathedrale, das wichtigste Zentrum der Katholiken in Fernost, schwer. Viele der 12.000 Gläubigen sind gerade im Dom, um sich beichtend auf das Fest Mariae Himmelfahrt vorzubereiten. Als er zerstört ist, steht die steinerne Statue Mariens plötzlich neben dem Kreuz ihre Sohnes.

Dr. Nagai beerdigt die Überreste seiner Frau. Die Kinder haben bei der Großmutter überlebt. Seine Leukämie ist so weit fortgeschritten, dass man ihm nur noch zwei bis drei Jahre gibt. Er schildert in „Die Glocken von Nagasaki“ die Atomkatastrophe. Den sehr eindrucksvollen Film kann man noch im Internet anschauen. Er schreibt viel, auch ein Abschiedsgedicht für seine Familie.

Eine innere Stimme fordert ihn auf, sich an P. Maximilian Kolbe um Fürsprache bei Gott zu wenden. Er hat ja den Pater, der eine zeitlang in Nagasaki gelebt hat, kennengelernt

und behandelt. Tatsächlich geht es Paul Nagai besser.

Im November 1945 nennt er Nagasaki während einer Totenmesse ein brennendes Ganzopfer durch das die Welt Frieden und Japan die religiöse Freiheit erhalten habe.

Dann wird er bettlägerig. Aber er ist Tröster der Menschen geworden, ihr „Heiliger von Urakami“. Seine Kirche nennt ihn „Diener Gottes“. Das kleine Haus, in dem er mit sei-



Dr. Nagai während der Trauerzeit für seine Frau

nen beiden überlebenden Kindern, der Schwiegermutter und zwei weiteren Verwandten wohnt, steht allen offen. Der Kaiser kommt und Helen Keller, Kardinal Gilroy von Australien und ungezählte andere.

Am 1. Mai 1951 lässt sich der Todkranke in die Klinik bringen, damit die Studenten die letzten Momente eines Mannes beobachten können, der an Leukämie stirbt. In der Hand hält er den Rosenkranz, den ihm Papst Pius XII. geschickt hat. Makoto reicht dem sterbenden Vater das Familienkreuz.

Vor der zerstörten Kathedrale feiern am 3. Mai 20.000 Menschen das Requiem für den Arzt von Nagasaki. Und alle Glocken läuten. □

Der Arzt von Nagasaki

Von Körpermechanikern und betenden Ärzten

Takashi Nagai erinnert sich später, wie er seine Eltern über medizinische Bücher gebeugt sah. Der Vater ist Landarzt in der Nähe Hiroshimas, die Mutter assistiert ihm. Der Sohn geht nach Nagasaki an das medizinische Kolleg, schließt sich einer Gruppe von Dichtern an, studiert, spielt Basketball, feiert mit Freunden. Er wird ein Arzt für die Körper seiner Patienten sein; dass sie auch eine Seele haben, hält der Student für ein von Schwindlern erfundenes Gespenst, um die Menschen zu täuschen.

Vergehen. Er ist schockiert von der Grausamkeit des Krieges mit China, den vielen Verwundeten, die er als Militärarzt behandeln muss, den vielen Toten, dem Leid der Zivilisten. Nach seiner Rückkehr an die Radiologie in der Universität ist er verändert. Midori, seine spätere Frau, gibt ihm Halt, auch der gebrechliche Pfarrer der Kathedrale von Nagasaki, dessen Vorfahren trotz schlimmster Verfolgung gläubig blieben und ein Mann, der das Martyrium seines Bruders mit ansehen musste. Sie alle

würde aus einem Arzt einen Körpermechaniker machen.“ Nun ist er davon überzeugt, dass Medizin eine Berufung ist, Arbeit am Reich Gottes. „Als ich dies erkannte, begann ich für jeden Patienten zu beten, den ich behandelte.“

Paul Takashi Nagai wird durch den Atombombenabwurf über Nagasaki, aber auch durch seine Arbeit als Röntgenarzt schwer leukämiekrank. Seine Frau hatte er vor den Folgen seiner damals noch ungeschützten Arbeit mit den Röntengeräten ge-



Dank verschiedener Geräte konnte Dr. Nagai liegend schreiben



Die Tochter und der Sohn am Bett ihres todkranken Vaters

Die Abschiedsparty nach seiner Promotion 1932 läuft aus dem Ruder, Takashi ist arg betrunken, geht durchnässt nach Hause. Am nächsten Morgen hat er eine schwere Mittelohrentzündung und Meningitis, ist teilweise taub, muss operiert werden. Er wird nicht mehr als Hausarzt arbeiten können, denn er kann seine Patienten nicht mehr mit dem Stethoskop abhören. Aber er bekommt eine Stelle als Röntgenarzt.

Und seine Seele? Der junge Mediziner hört im Haus der Familie Moriyama deren Gebete. Er geht mit in einen Weihnachtsgottesdienst und ist tief beeindruckt. Er spürt, dass es mehr geben muss als Leben und

sind Zeugen Christi, zu dem Dr. Nagai schließlich gehören will.

Mit seiner Taufe im Jahr 1934 ändert sich auch sein Blick auf seine Arbeit. Nun ist das Wort Gottes für ihn Handlungsanweisung. Später schreibt er, ein echter Arzt leide mit jedem Patienten. Dr. Manfred M. Müller zitiert ihn in einem wunderbaren Bericht in „Medizin und Ideologie“, der Zeitung der Europäischen Ärzteaktion: „Jeder Patient wird dein Bruder, deine Schwester, deine Mutter, für die du alles andere zurückstellen würdest ... Wie falsch lag ich als junger Arzt, als ich dachte, die Ausübung des Arztberufes wäre eine Sache der Medizintechnik. Das

warnet. Und er ist traurig darüber, dass er der Familie nicht genug Zeit widmen konnte. Als er sich bei ihr dafür entschuldigt und ihr seine tödliche Diagnose mitteilt, tröstet sie ihn: Vor unserer Hochzeit und bevor du das zweite mal nach China gingst, haben wir besprochen, dass wir zur Ehre Gottes leben wollen. Du hast alles, was dir zur Verfügung stand, für eine sehr, sehr wichtige Arbeit eingesetzt. Es geschah zu Seiner Ehre.

Heute machen sich einige Mediziner im Rahmen der um sich greifenden „Sterbehilfe“ zu Handlangern des Todes. Doch wir benötigen Ärzte die beten. Und sie brauchen – heute mehr denn je – unser Gebet. □

Ein Bischof braucht eine Mitra

Daran erkennt man einen Bischof

Wenn ein katholischer Bischof geweiht wird, dann geschieht das mit Salbung und Handauflegung. Die Bischofsweihe wird immer von einem Bischof erteilt. Dadurch ist die Nachfolge der Apostel gewährleistet. In der Regel gibt es einen Hauptkonsekrator und zwei weitere Bischöfe, die unmittelbar an der Weihe beteiligt sind. Zum Weiheakt gehört auch die Überreichung der bischöflichen Insignien. Dabei spricht der Konsekrator deutende Gebete. Mit dem Brustkreuz wird angedeutet, dass der Bischof zur besonderen Nachfolge Jesu berufen ist. Mit dem Ring wird die Vermählung mit seinem Bistum vollzogen. Mit der Mitra, der bischöflichen Kopfbedeckung, wird sein Auftrag unterstrichen, dass er Verkünder der frohen Botschaft sein und den Glauben verteidigt soll. An der Mitra sind deshalb zwei Bänder angebracht, die das Alte und Neue Testament symbolisieren. Der Bischof ist Inhaber des Lehramtes in seiner Diözese. Schließlich wird ihm der Hirtenstab überreicht. Ein guter Hirte soll er sein und die ihm anvertrauten Gläubigen vor Irrtum bewahren, alle aber auf den Weg zum Himmel führen.

Eine 95jährige spanische Ordensschwester hat jüngst in einem Leserbrief ihren Unmut über die bischöfliche Mitra geäußert. Dieser Leserbrief in einer Lokalzeitung hat ein großes mediales Interesse hervorgerufen. Schwester Maria Mercedes Loring äußerte: Sie ärgere sich jedesmal, wenn sie einen Bischof mit einer Mitra sehe. Jesus habe doch auch keine Mitra gehabt. Da hat die betagte Ordensfrau natürlich recht, aber in den 2000 Jahren Kirchengeschich-



Kardinal Marx überreicht dem neuen Bischof von Augsburg, Bertram Meier, die Mitra

te hat sich manches verändert. Sehr früh schon hat sich eine Kleidung für geistliche Würdenträger herausgebildet. Man kann es an den frühen Mosaiken in den Basiliken Italiens ablesen.

Im Mittelalter wurden die bischöflichen Insignien auch den Äbten verliehen, darüber hinaus waren manche Mitglieder des Domkapitels infulierte Prälaten, die eine Mitra tragen durften, zu ihnen gehörten auch die Apostolischen Protonotare. Es war Papst Paul VI. (1963 -1978), der im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) die Bezeichnung infulierten Prälaten abschaffte. Es gibt in Bayern nur noch einen infulierten Prälaten nämlich den Stiftspropst von Altötting. Das Zweite Vatikanische Konzil hat den Bischöfen ermöglicht, die Firmspendung an Priester zu delegieren. Deshalb firmen neben den Bischöfen sämtliche Domkapitulare. Das wurde bei der Augsburger Synode 1990 kritisch gesehen. Die Spendung der heiligen Firmung sei ein apostolischer Dienst und den Bischöfen anvertraut. Die Gläubigen würden zu Recht einen Mitraträger

bei der Firmung erwarten. Wäre es nicht überlegenswert, die Dekane mit der Firmspendung zu beauftragen, allerdings sollte man ihnen für diese Aufgabe eine kleine Mitra zubilligen. Dieser von Dekan Volkmar Horcher eingebrachte Vorschlag erntete ein breites Schmunzeln und heftige Kritik. Es wurde sogar gesagt, man mache damit die Augsburger Synode zum weltweiten Gespött. Tatsächlich ging die Forderung nach der kleinen Mitra durch die gesamte Weltpresse.

Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil benötigte ein Bischof drei Mitren. Da gab es die kostbare Mitra, die an hohen Festen verwendet wurde, dann die gewöhnliche und schließlich eine einfache, die auch außerhalb der Diözese getragen werden konnte. Bei Pontifikalämtern kamen immer zwei Mitren zum Einsatz. Der Sekretär musste wissen, wann welche Mitra benötigt wurde. Auch dies wurde durch Papst Paul VI. vereinfacht. Die anglikanische Kirche, die durch König Heinrich VIII. von England von der römischen Kirche getrennt wurde, kennt gleichfalls Bischöfe mit Mitra, Ring und Stab. Auch die evangelischen Bischöfe Skandinaviens haben trotz Reformation die bischöflichen Insignien beibehalten. Da es inzwischen eine Bischöfin von Lund und eine Erzbischöfin von Uppsala gibt, weiß ich nicht, ob auch sie Mitren benötigen oder neue modische Formen für weibliche Bischöfe entwickelt haben. Eines fällt auf: sie tragen violette Kollarhemden, wie dies auch evangelische Bischöfe bei uns tun. Brustkreuz, Mitra und Stab trägt in Deutschland nur ein lutherischer Prälat: Der Abt von Loccum. □

Widerstand im Münsterland

Landpolizist Baumeister erfüllt seine Pflicht

Wenn man einen Bayern nach Bayern fragt, dann sprudelt es aus ihm heraus: Berge, Seen, Kirchen, Klöster, König Ludwig II., Haxen, Andechser, Blasmusik, Prozessionen, Bayernhymne. Kurzum: weiß-blauer Himmel.

Fragt man einen Westfalen nach dem Münsterland, erntet man bestenfalls ein beredtes Schweigen. Es liegt dem Westfalen, dem eine gewisse Dickköpfigkeit innewohnt, nicht, über Selbverständliches zu sprechen. In ihm ist immer noch der Groll über den Spötter Voltaire, der ein unverschämtes Fazit seiner Durchreise im Sommer 1750 gezogen hatte: „In großen Hütten, Häuser genannt, sieht man Tiere, Menschen genannt, die auf die herzlichste Weise der Welt in buntem Durcheinander mit anderen Haustieren zusammenleben. Ein gewisser harter Stein, schwarz und klebrig, der dem Vernehmen nach aus einer Art Roggen besteht, ist die Nahrung der Herren des Hauses.“

Die Ausrichtung der öffentlichen Meinung spielte im totalitären Staat eine wichtige Rolle. Von 1933 bis 1936 blieb die katholische Zeitschriftenpresse verhältnismäßig unangefochten. Da aber politische Nachrichten und Kommentare nicht abgedruckt werden durften, wurde die Inhaltsgestaltung immer mehr zum Problem. Bei geringfügigen Überschreitungen griffen staatliche Zensurstellen ein. Einzelne Nummern wurden beschlagnahmt. Häufig wurde als Strafe eine Vorzensur verhängt, so dass das Manuskript vor Drucklegung der Zensurstelle vorgelegt werden musste. Das führte zu weißen Stellen in den gedruckten Exemplaren.

Wegen eines Beitrages wurden Kirchenzeitungen in der einen Stadt in Westfalen beschlagnahmt, in einer anderen nicht. Vor allem beim Abdruck bischöflicher Verlautbarungen

wurden die Kirchenblätter öfter beschlagnahmt.

Die „Große Prozession“ in Münster geht auf das Jahr 1382 zurück, als in Münster über 8.000 Personen an der Pest starben und ein Großbrand weite Stadtgebiete verwüstete. Seit dieser Zeit ziehen aufgrund eines damaligen Gelöbnisses jährlich Gläubige zu einer Buß- und Bittprozession durch die Altstadt. Karl Leisner schreibt am 9. Juli 1934 in sein Tagebuch über die Prozession:

„Nachher Marsch der Banner zum bischöflichen Palaishof. Als der Bischof den Dom verlässt brausende Heilrufe – gewaltige, spontane Begeisterung: Volk, Jugend und Klerus sind eins! Der Bischof segnet, er ist gerührt! – Spontan klingt auf: »Heil'gem Kampf sind wir geweiht!« Aus tausenden Kehlen begeisterter Menschen! Wie ein Schwur. Der Bischof hört ergriffen zu. – Dann schallen wieder die Heilrufe über den weiten Platz. – Banner schwenken – Herzen schlagen hoch in Wogen stürmischer Begeisterung für unsern Bischof Clemens August. – Der Bischof geht ins Palais – die Menge singt »Fest soll mein Taufbund immer stehn!« – wie Hammerschläge auf den Amboss der Zeit! Hier steht eine stahlharte Gemeinschaft, die Geschichte formt: katholisches deutsches Volk!“

Bei der „Großen Prozession“ im Juli 1935 hatte Clemens August Graf von Galen, seit Oktober 1933 Bischof von Münster, eine Ansprache gehalten, die in der nächsten Kirchenblattnummer abgedruckt wurde. Diese Nummer sollte polizeilich beschlagnahmt werden.

So machte sich der Dülmener Landpolizist Baumeister mit seinem Dienstfahrrad auf den Weg, um die Bauern in seinem Bezirk auf die bevorstehende Beschlagnahme der Kirchenblattnummer aufmerksam zu

† Reinhard Lettmann Bischof von Münster:

„Als Alfred Rosenberg in seinem »Mythos des 20. Jahrhunderts« die Kirche und den christlichen Glauben angriff, übernahm Bischof Clemens August die Verantwortung für eine von katholischen Wissenschaftlern verfasste Gegenschrift die »Studien zum Mythos«, und ließ sie als Beilage zum Amtsblatt des Bistums Münster veröffentlichen.“



machen. Er forderte sie auf, die Rede des Bischofs vorher durchzulesen. Bei der Beschlagnahme gab er dann die Beilage zurück mit den Worten: „Ich habe nur Weisung, das Kirchenblatt zu beschlagnahmen. Die Beilage könnt ihr behalten. Bewahrt sie gut auf, denn die Rede des Bischofs steht darin!“

Er hat seine Pflicht vorbildlich erfüllt. ■

Uns heimzuholen ist der Sinn der göttlichen Heimsuchung!

Predigt vom 13. Juli 1941



Britische Panzereinheit am 4. April 1945 auf dem Prinzipalmarkt. Im Hintergrund die beschädigte Lambertikirche

Es war mir ein Bedürfnis, heute von der Kanzel der Stadt- und Marktkirche aus persönlich mein bischöfliches Hirtenwort zu den Ereignissen der vergangenen Woche zu verlesen, und besonders euch, meinen früheren Pfarrkindern, meine innige Teilnahme auszusprechen. Gerade in einigen Bezirken der Lambertigemeinde, freilich auch an anderen Stellen der Stadt,

sind ja die Verwüstungen und Verluste besonders groß. Ich hoffe, dass durch das Eingreifen der zuständigen städtischen und staatlichen Stellen, besonders aber auch durch eure Bruderliebe und die Erträgnisse der heutigen Kollekte für die Hilfsaktion des Caritasverbandes und der Pfarrcaritas, ein Teil der Not behoben wird.

Ich hatte mir vorgenommen, noch ein kurzes Wort hinzuzufügen über den Sinn der Göttlichen Heimsuchung: wie Gott uns darin sucht, um uns zu sich heimzuholen! Gott will Münster zu sich heimholen! Wie waren unsere Vorfahren bei Gott, in Gottes heiliger Kirche heimisch! Wie war ihr Leben so ganz getragen vom Glauben an Gott, geführt von der heiligen Furcht Gottes und von der Liebe Gottes; das öffentliche Leben wie das Familienleben und auch das Geschäftsleben. War es in unseren Tagen noch immer so? Gott will Münster zu sich heimholen!

Darüber wollte ich heute noch einige Gedanken euch aussprechen. Aber ich muss für heute darauf verzichten, denn ich sehe mich genötigt, etwas anderes heute hier öffentlich zur Sprache zu bringen: ein erschütterndes

Ereignis, das gestern, zum Abschluss dieser Schreckenswoche über uns gekommen ist.

Noch steht ganz Münster unter dem Eindruck der furchtbaren Verwüstungen, die der äußere Feind und Kriegsgegner in dieser Woche uns zugefügt hat. Da hat gestern, zum Schluss dieser Woche, gestern, am 12. Juli, die Geheime Staatspolizei die beiden Niederlassungen der Gesellschaft Jesu, des Jesuitenordens, in unserer Stadt, Haus Sentmaring an der Weseler Straße und das Ignatius-Haus an der Königsstraße beschlagnahmt, die Bewohner aus ihrem Eigentum vertrieben, die Patres und Brüder genötigt, unverzüglich, noch am gestrigen Tage, nicht nur ihre Häuser, nicht nur unsere Stadt, sondern auch die Provinz Westfalen und die Rheinprovinz zu verlassen. Und das gleiche harte Los hat man ebenfalls gestern den Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis in Wilkinghege, an der Steinfurter Straße, bereitet. Auch ihr Haus wurde beschlagnahmt, die Schwestern sind aus Westfalen ausgewiesen und müssen Münster bis heute abend 6 Uhr verlassen. Die Ordenshäuser und Besitzungen sind

„Das neu erbaute Missionskloster St. Josef in Münster-Wilkinghege an der Steinfurter Straße, 1929. Im Juli 1941 beschlagnahmte die Geheime Staatspolizei (GeStaPo) das Lourdeskloster und das Missionskloster St. Josef und wies die Schwestern aus Münster aus. Mit Hilfe des Bischofs Clemens August Graf von Galen fanden sie Aufnahme bei krankenflegenden Schwesterngemeinschaften im Oldenburger Land. Bis Kriegsende arbeiteten die Missionsschwwestern in Krankenhäusern, Lazaretten sowie in einzelnen Pfarrgemeinden zum Wohl vieler Menschen.“

Aus der Chronik der Missionsschwwestern, Münster



samt Inventar zu Gunsten der Gauleitung Westfalen-Nord enteignet.

So ist also der Klostersturm, der schon länger in der Ostmark, in Süddeutschland, in den neu erworbenen Gebieten Warthegau, Luxemburg, Lothringen und anderen Reichsteilen wütete, auch hier in Westfalen ausgebrochen. Wir müssen uns darauf gefasst machen, dass sich in den nächsten Tagen solche Schreckensnachrichten häufen: wenn auch hier

Ich frage euch, vor deren Augen die Patres der Jesuiten, die Immakulata-Schwwestern seit Jahren ihr stilles, nur der Ehre Gottes und dem Heil der Mitmenschen geweihtes Leben geführt haben, ich frage euch: „Wer hält diese Männer und Frauen eines strafwürdigen Vergehens schuldig? Wer wagt es, gegen sie eine Anklage zu erheben?“ Wer es wagt, der mag seine Anklage beweisen! Nicht einmal die GStP hat solche Anklage erhoben, geschweige

sie hege, heute, in dem Augenblick, wo an ihnen die Vorhersage Christi an seine Jünger wieder in Erfüllung geht: „Wie sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen.

Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt das Ihrige lieben. Weil ihr nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt.“

So begrüße ich heute von dieser Stelle aus, auch im Namen der treuen Katholiken der Stadt Münster und des Bistums Münster, diese von Christus Erwählten, von der Welt Gehassten, in inniger Liebe bei ihrem Auszug in die unverdiente Verbannung.

Möge Gott sie belohnen für all das Gute, das sie uns getan haben! Möge Gott nicht uns und unsere Stadt dafür strafen, dass solch ungerechte Behandlung und Verbannung hier seinen treuen Jüngern und Jüngerinnen zugefügt wird! Möge Gottes Allmacht alsbald die teuren Verbannten, unsere Brüder und Schwestern, wieder hierher zurückführen!

Meine lieben Diözesanen! Um der schweren Heimsuchung willen, die durch die feindlichen Angriffe über uns gekommen ist, wollte ich zunächst in der Öffentlichkeit schweigen über andere kürzlich erfolgte Maßnahmen der GStP, die meinen öffentlichen Protest geradezu herausfordern. Aber wenn die GStP keine Rücksicht nimmt auf jene Ereignisse, durch die Hunderte unserer Mitbürger obdachlos geworden sind, wenn sie gerade in diesem Augenblick fortfährt, schuldlose Mitbürger auf die Straße zu werfen, des Landes zu verweisen, dann darf ich auch nicht mehr zögern, meinen berechtigten Protest und meine ernste Warnung öffentlich auszusprechen.

Schon mehrfach und noch vor kurzer Frist haben wir es erlebt, dass die GStP unbescholtene, hochangesehene deutsche Menschen ohne Gerichtsurteil und Verteidigung gefangenetzte, ihrer Freiheit beraubte, aus der Heimat auswies und irgendwo internierte. In den letzten Wochen wurden sogar zwei Mitglieder meines engsten Beirates, des Domkapitels unserer Kathedrale, von der GStP plötzlich aus ihrer Wohnung geholt, aus Münster abtransportiert, in weitentlegene Orte verbannt, die ihnen als Zwangsaufenthalt angewiesen wurden. Auf meine Proteste beim Reichskirchenminister habe ich



Clemens August Kardinal Graf von Galen auf dem Domplatz in Münster

ein Kloster nach dem anderen von der GStP beschlagnahmt wird, und seine Bewohner, unsere Brüder und Schwestern, Kinder unserer Familien, treue deutsche Volksgenossen, wie rechtlose Heloten auf die Straße geworfen, wie Schädlinge aus dem Lande gehetzt werden.

Und das in diesem Augenblick, wo alles zittert und bebt vor neuen Nachtangriffen, die uns alle töten, einen jeden von uns zu einem heimatlosen Flüchtling machen können! Da jagt man schuldlose, ja hochverdiente, von Unzähligen hochgeachtete Männer und Frauen aus ihrem bescheidenen Besitz, macht man deutsche Volksgenossen, unsere münsterischen Mitbürger zu heimatlosen Flüchtlingen.

Weshalb? Man sagte mir: „Aus staatspolizeilichen Gründen!“ Weitere Gründe wurden nicht angegeben. Kein Bewohner dieser Klöster ist eines Vergehens oder Verbrechens beschuldigt, vor Gericht angeklagt oder gar verurteilt! Und wäre einer schuldig, so mag man ihn vor ein Gericht stellen! Aber darf man dann auch die Schuldlosen strafen?

denn ein Gericht oder die Staatsanwaltschaft!

Ich bezeuge es hier öffentlich als Bischof, dem die Überwachung der Orden amtlich zusteht, dass ich die größte Hochachtung habe vor den stillen, bescheidenen Missionsschwwestern von Wilkinghege, die heute vertrieben werden. Sie sind die Gründung meines hochverehrten bischöflichen Freundes und Landsmannes, des Bischofs P. Amandus Bahlmann, der sie hauptsächlich für die Mission in Brasilien gegründet hat, in der er selbst, hochverdient um das Deutschtum in Brasilien, bis zu seinem vor drei Jahren erfolgten Tode unermüdlich und segensreich gewirkt hat.

Ich bezeuge als deutscher Mann und als Bischof, dass ich vor dem Jesuitenorden, den ich seit meiner frühen Jugend, seit fünfzig Jahren, aus nächster Beobachtung kenne, die größte Hochachtung und Verehrung empfinde, dass ich der Gesellschaft Jesu, meinen Lehrern, Erziehern und Freunden bis zum letzten Atemzug in Liebe und Dankbarkeit verbunden bleiben werde. Und dass ich heute um so größere Verehrung für

in den seitdem vergangenen Wochen eine Antwort überhaupt noch nicht erhalten. Aber so viel konnte durch telefonische Rückfrage bei der Gestapo festgestellt werden: Bei keinem der beiden Herren Domkapitulare liegt der Verdacht oder die Anklage einer strafbaren Handlung vor. Sie sind völlig ohne jede eigene Schuld, ohne Anklage und die Möglichkeit der Verteidigung durch Verbannung bestraft.

Meine Christen! Hört genau zu: Es ist uns amtlich bestätigt, dass den Herren Domkapitularen Vorwerk und Echelmeyer kein Vorwurf einer strafbaren Handlung gemacht wird. Sie haben nichts Strafwürdiges getan! Und dennoch sind sie mit Verbannung gestraft!

Und warum? Weil ich etwas getan habe, das der Staatsregierung nicht genehm war. Bei den vier Besetzungen von Domherrenstellen in den letzten zwei Jahren hat die Regierung in drei Fällen mir mitgeteilt, dass ihr die Ernennung nicht genehm sei. Weil nach den Bestimmungen des Preußischen Konkordates von 1929 ausdrücklich ein Einspruchsrecht der Regierung ausgeschlossen ist, habe ich in zwei von jenen vier Fällen die Ernennung dennoch vollzogen. Ich habe damit kein Unrecht getan, ich habe nur mein verbrieftes Recht ausgeübt. Ich kann das jederzeit beweisen. Man möge mich vor Gericht stellen, wenn man glaubt, dass ich gesetzwidrig gehandelt habe. Ich bin sicher, kein unabhängiges deutsches Gericht wird mich wegen meines Vorgehens bei Besetzung der Domherrenstellen verurteilen können!

Ist es deswegen, dass man nicht ein Gericht, sondern die GStP eingesetzt hat, deren Maßnahmen im deutschen Reich einer gerichtlichen Nachprüfung leider nicht unterliegen? Der physischen Obermacht der GStP steht jeder deutsche Staatsbürger völlig schutzlos und wehrlos gegenüber. Völlig wehrlos und schutzlos! Das haben viele deutsche Volksgenossen im Laufe der letzten Jahre an sich erfahren: so unser lieber Religionslehrer Friedrichs, der ohne Verhandlung und Gerichtsurteil gefangengehalten wird, so die beiden Herren Domkapitulare, die in der Verbannung weilen, so erfahren es jetzt unsere Ordensleute, die gestern und heute plötzlich aus ihrem Eigentum, aus Stadt und Land vertrieben werden.

Keiner von uns ist sicher, und mag er sich bewusst sein, der treueste, gewissenhafteste Staatsbürger zu sein, mag er sich völliger Schuldlosigkeit bewusst sein, dass er nicht eines Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in den Kellern und Konzentrationslagern der GStP eingesperrt wird.

Ich bin mir darüber klar: das kann auch heute, das kann auch eines Tages mir geschehen. Weil ich dann nicht mehr öffentlich sprechen kann, darum will ich heute öffentlich sprechen, will ich öffentlich warnen vor dem Weiterschreiten auf einem Wege, der nach meiner festen Überzeugung Gottes Strafgericht auf die Menschen herabrufft und zu Unglück und Verderben für unser Volk und Vaterland führen muss.

Wenn ich gegen diese Maßnahmen und Bestrafungen der GStP protestie-

re, wenn ich öffentlich die Beseitigung dieses Zustandes und die gerichtliche Nachprüfung oder Zurücknahme aller Maßnahmen der GStP fordere, dann tue ich nichts anderes, als was auch der Generalgouverneur und Reichsminister Dr. Hans Frank getan hat, der im Februar dieses Jahres in der Zeitschrift der „Akademie für Deutsches Recht“ (1941, 2.Heft, S. 25) geschrieben hat: „Wir wollen jene solide Ausgeglichenheit der inneren Ordnung, die das Strafrecht nicht umkippen lässt in die absolute Autorität staatsanwaltlicher Verfolgungsmacht gegenüber einem von vornherein verurteilten und jeglicher Verteidigungsmittel beraubten Angeklagten . . . Das Recht muss dem einzelnen die legale Möglichkeit zur Verteidigung, zur Aufklärung des Tatbestandes und damit zur Sicherung gegen Willkür und Unrecht bieten . . . Sonst sprechen wir besser nicht von Strafrecht, sondern nur von Strafgewalt . . . Es ist unmöglich, das Rechtsgebäude zugleich mit einer völlig verteidigungslosen Verdammung zu kombinieren . . . Unsere Aufgabe ist es – ebenso laut und nachdrücklich wie andere, die Autorität in jeder Form vertreten – zum Ausdruck zu bringen, dass wir die Autorität des Rechts als wesentlichen Bestandteil einer dauernden Macht mutig zu vertreten haben.“ So schrieb Herr Reichsminister Dr. Hans Frank.

Ich bin mir bewusst, dass ich als Bischof, als Verkünder und Verteidiger der von Gott gewollten Rechts- und Sittenordnung, die jedem einzelnen ursprüngliche Rechte und Freiheiten zuspricht, vor denen nach Gottes Willen alle menschlichen An-

Flugblatt der Predigt des Bischofs Clemens August Graf von Galen am 13. Juli 1941 in der Lambertikirche zu Münster.



sprüche haltmachen müssen, berufen bin, gleich dem Minister Frank die Autorität des Rechts mutig zu vertreten und eine verteidigungslose Verdammung Schuldloser als himmel-schreiendes Unrecht zu verurteilen!

Meine Christen! Die Gefangensetzung vieler unbescholtener Personen ohne Verteidigungsmöglichkeit und Gerichtsurteil, die Freiheitsberaubung der beiden Herren Domkapitulare, die Aufhebung der Klöster und die Ausweisung schuldloser Ordensleute, unserer Brüder und Schwestern, nötigen mich, heute öffentlich an die alte, niemals zu erschütternde Wahrheit zu erinnern: „Justitia est fundamentum regnorum!“ Die Gerechtigkeit ist das einzig tragfeste Fundament aller Staatswesen!

Das Recht auf Leben, auf Unverletzlichkeit, auf Freiheit ist ein unentbehrlicher Teil jeder sittlichen Gemeinschaftsordnung. Wohl steht es dem Staate zu, strafweise seinen Bürgern diese Rechte zu beschränken, aber diese Befugnis hat der Staat nur gegenüber Rechtsbrechern, deren Schuld in einem unparteiischen Gerichtsverfahren nachzuweisen ist. Der Staat, der diese von Gott gewollte Grenze überschreitet und die Bestrafung Unschuldiger zulässt oder veranlasst, untergräbt seine eigene Autorität und die Achtung vor seiner Hoheit in den Gewissen der Staatsbürger.

Wir haben es in den letzten Jahren leider immer wieder beobachten müssen, dass mehr oder weniger schwere Strafen, meistens Freiheitsstrafen, verhängt und vollzogen wurden, ohne dass den Bestraften in einem ordnungsmäßigen Gerichtsverfahren eine Schuld nachgewiesen wäre, und ohne dass ihnen Gelegenheit gegeben wurde, ihr Recht zu verteidigen, ihre Schuldlosigkeit nachzuweisen. Wieviele deutsche Menschen schmachten in Polizeihaft, in Konzentrationslagern, sind aus ihrer Heimat ausgewiesen, die niemals von einem ordentlichen Gericht verurteilt worden sind, oder die nach Freispruch vor Gericht oder nach Verbüßung der vom Gericht verhängten Strafe erneut von der GStP gefangengenommen und in Haft gehalten werden! Wieviele sind aus ihrer Heimat und aus dem Ort ihrer Berufarbeit ausgewiesen! Ich erinnere erneut an den ehrwürdigen Bischof von Rottenburg,

Johann Baptist Sproll, einen Greis von 70 Jahren, der vor kurzem sein

25jähriges Bischofsjubiläum fern seiner Diözese in der Verbannung feiern musste, weil ihn die GStP vor drei Jahren aus seinem Bistum ausgewiesen hat. Ich nenne nochmals unsere beiden Domkapitulare, die hochwürdigen Herren Vorwerk und Echelmeyer. Ich gedenke unseres verehrungswürdigen Herrn Religionslehrers Friedrichs, der im Konzentrationslager schmachtet. Weitere Namen zu nennen, will ich mir heute versagen. Der Name eines evangelischen Mannes, der im Weltkrieg als deutscher Offizier und Unterseebootkommandant sein Leben für Deutschland eingesetzt hat, und nachher als evangelischer Pfarrer auch in Münster gewirkt hat, und der jetzt schon seit Jahren seiner Freiheit beraubt ist, ist euch allen bekannt, und wir alle haben die größte Hochachtung vor der Tapferkeit und dem Bekennermut dieses edlen deutschen Mannes.

An diesem Beispiel seht ihr, meine Christen, dass es nicht ein konfessionellkatholisches Anliegen ist, das ich heute öffentlich vor euch bespreche, wohl aber ein christliches, ja ein allgemein menschliches und nationales, religiöses Anliegen.

„Die Gerechtigkeit ist das Fundament der Staaten!“ Wir beklagen es, wir beobachten es mit größter Sorge, dass wir sehen, wie dieses Fundament heute erschüttert wird, wie die Gerechtigkeit, die natürliche und christliche Tugend, unentbehrlich für den geordneten Bestand jeder menschlichen Gemeinschaft, nicht für alle unzweideutig erkennbar gewahrt und hochgehalten wird. Nicht nur um der Rechte der Kirche willen, nicht nur um der Rechte der menschlichen Persönlichkeit willen, sondern auch aus Liebe zu unserem Volke und in ernster Sorge um unser Vaterland erbitten wir, verlangen wir, fordern wir: Gerechtigkeit! Wer muss nicht fürchten für den Bestand eines Hauses, wenn er sieht, dass die Fundamente untergraben werden!

„Die Gerechtigkeit ist das Fundament der Staaten!“ Die Staatsgewalt kann nur dann der rechtswidrigen Gewaltanwendung des zufällig Stärkeren, der Unterdrückung der Schwachen und ihrer Erniedrigung zu unwürdigem Sklavendienst mit Ehrlichkeit und der Aussicht auf dauernden Erfolg entgegentreten, wenn auch die Inhaber staatlicher Machtmittel sich in Ehrfurcht beugen vor der königlichen



Kanzel von St. Lamberti, Münster

chen, Majestät der Gerechtigkeit und das strafende Schwert nur im Dienst der Gerechtigkeit gebrauchen. Nur jener Gewalthaber wird auf ehrliche Gefolgschaft und den freien Dienst ehrenhafter Männer rechnen können, dessen Maßnahmen und Strafverfügungen im Lichte unparteiischer Beurteilung als jeder Willkür entrückt und mit der unbestechlichen Waage der Gerechtigkeit abgewogen sich erweisen. Darum erzeugt die Praxis der Verurteilung und Bestrafung ohne die Möglichkeit der Verteidigung, ohne Gerichtsurteil, „die verteidigungslose Verdammung von vornherein Verurteilter“, wie Reichsminister Dr. Frank, es nannte ein Gefühl der Rechtlosigkeit und eine Gesinnung ängstlicher Furchtsamkeit und knechtischer Feigheit, die auf die Dauer den Volkscharakter verderben und die Volksgemeinschaft zerreißen müssen.

Das ist die Überzeugung und die Besorgnis aller rechtlich denkenden deutschen Menschen. Das hat ein hoher Justizbeamter im Jahre 1937 im Reichsverwaltungsblatt offen und mutig ausgesprochen. Er schrieb: „je größer die Machtvollkommenheit ei-

ner Behörde ist, um so notwendiger ist eine Gewähr für einwandfreie Handhabung; denn um so schwerer werden Missgriffe empfunden, um so größer ist auch die Gefahr der Willkür und des Missbrauchs. Wird die Verwaltungsgerichtsbarkeit ausgeschlossen, so muss in jedem Fall ein geordneter Weg für unparteiische Kontrolle gegeben sein, so dass kein „Gefühl der Rechtlosigkeit aufkommen kann, das jedenfalls auf die Dauer die Volksgemeinschaft schwer schädigen müsste“ (Reichsverwaltungsblatt 1937, S. 572 – Herbert Schelcher, Präsident des Sächsischen Obergerichtsinstituts in Dresden).

Bei den Anordnungen und Strafverfügungen der GStP ist die Verwaltungsgerichtsbarkeit ausgeschlossen. Da wir alle keinen Weg kennen, der für eine unparteiische Kontrolle der Maßnahmen der GStP, ihrer Freiheitsbeschränkungen, ihrer Aufenthaltsverbote, ihrer Verhaftungen, ihres Gefangenhaltens deutscher Volksgenossen in Konzentrationslagern gegeben wäre, so hat bereits in weitesten Kreisen des deutschen Volkes ein Gefühl der Rechtlosigkeit, ja

feiger Ängstlichkeit Platz gegriffen, das die deutsche Volksgemeinschaft schwer schädigt. – Die Pflicht meines bischöflichen Amtes, für die sittliche Ordnung einzutreten, die Pflicht meines Eides, in dem ich vor Gott und vor dem Vertreter der Reichsregierung gelobt habe, nach Kräften „jeden Schaden zu verhüten, der das deutsche Volk bedrohen könnte“, drängen mich, angesichts der Taten der GStP, diese Tatsache öffentlich warnend auszusprechen.

Meine Christen! Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, mit dieser offenen Sprache schwäche ich jetzt im Kriege die innere Front des deutschen Volkes. Demgegenüber stelle ich fest: Nicht ich bin die Ursache einer etwaigen Schwächung der inneren Front, sondern jene, die ungeachtet der Kriegszeit, ungeachtet der augenblicklichen Not, ja, jetzt hier in Münster zum Abschluss einer Schreckenswoche schauriger Feindesangriffe, schuldlose Volksgenossen ohne Gerichtsurteil und Verteidigungsmöglichkeit in harte Strafen nehmen, unsere Ordensleute, unsere Brüder und Schwestern, ihres Eigen-

tums berauben, auf die Straße setzen, aus dem Lande jagen! Sie zerstören die Rechtssicherheit, sie untergraben das Rechtsbewusstsein, sie vernichten das Vertrauen auf unsere Staatsführung. Und darum erhebe ich im Namen des rechtschaffenen deutschen Volkes, im Namen der Majestät der Gerechtigkeit und im Interesse des Friedens und der Geschlossenheit der inneren Front meine Stimme, darum rufe ich laut als deutscher Mann, als ehrenhafter Staatsbürger, als Vertreter der christlichen Religion, als katholischer Bischof: „Wir fordern Gerechtigkeit!“

Bleibt dieser Ruf ungehört und unerhört wird die Herrschaft der Königin Gerechtigkeit nicht wiederhergestellt, so wird unser deutsches Volk und Vaterland trotz des Heldentums unserer Soldaten und ihrer ruhmreichen Siege an innerer Fäulnis und Verrottung zu Grunde gehen!

Lasset uns beten für alle, die in Not sind, besonders für unsere verbannten Ordensleute, für unsere Stadt Münster, dass Gott weitere Prüfungen von uns fern halte, für unser deutsches Volk und Vaterland und seinen Führer! □

Dr. Eduard Werner:

Bischof Bätzing's Schuldumkehr?

Während des Dritten Reiches wurden etwa 250 kirchliche Gebäude plötzlich vom nationalsozialistischen Staat beschlagnahmt. Diese Enteignungs- und Vertreibungsaktion ließ Hitler zunächst im Sudetenland und in Österreich beginnen, weil dort das Konkordat keine Geltung hatte. Diese Länder gehörten beim Abschluss des Konkordats 1933 noch nicht zum deutschen Reichsgebiet. Die enteigneten Gebäude waren meistens Klöster. Dort erschien oft am Morgen die Geheime Staatspolizei oder eine Abordnung der Partei und eröffnete der Leitung des Klosters, dass das Haus innerhalb weniger Stunden zu räumen sei. So erging es schon 1938 den Schwestern eines kleinen Klosters in der Wachau in Österreich. Da die Schwestern damals kein Auto und auch sonst kein Fuhrwerk hatten, um ihre Koffer wegzubringen, blieben ihre Sachen den ganzen Tag und die folgende Nacht vor dem Tor stehen. Die Oberin musste erst in den benachbarten Klöstern nachfragen, ob man dort in der Lage sei, die obdachlosen Schwestern aufzunehmen. Zur Bewachung des Gepäcks mussten zwei Schwestern die ganze Nacht auf den Koffern sitzen. Als am Morgen die Gestapoleute kamen, um das nur teilweise ausgeräumte Haus in Besitz zu nehmen, sagte einer der Parteileute: „Es werden keine zehn Jahre vergehen, bis auf dem Altar, auf dem Ihr bisher Christus angebetet habt, Adolf Hitler verehrt wird.“ Dann riet er den Schwestern doch auch schnell Nationalsozialistinnen zu werden. Darauf antwortete eine der beiden Schwestern: „Wenn Hitler sich für sein Volk kreuzigen lässt und dann am dritten Tag wieder aufersteht, dann werde ich meine Schwestertracht ausziehen und das BdM-Kleid der Hitler-Jugend anziehen. Eher nicht.“ Diese mutige Schwester hatte in ihrer unglücklichen Lage wenigstens das Glück, für ihre Schlagfertigkeit nicht bestraft zu werden. 1945 durften die Schwestern wieder in ihr Kloster zurück. Was hätte diese mutige Schwester wohl gesagt, wenn sie geahnt hätte, dass die deutschen Bischöfe 2020 diese Vertreibung als freiwillige Unterstützung der Kirche für Hitlers Kriegsführung darstellen werden? Zumindest hätte sie schlagartig gewusst, was Zynismus ist. Bischof Bätzing aber könnte aus dieser Geschichte lernen, dass auch neue Welten rasch vergehen können.

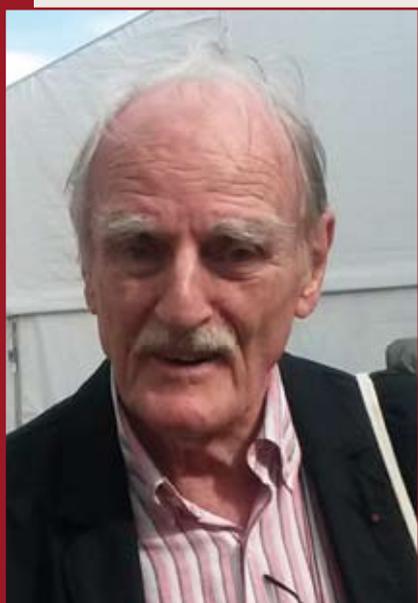


Auch die Benediktinerklöster Fiecht und Georgenberg in Tirol wurden von den Nationalsozialisten beschlagnahmt und die Mönche vertrieben. Von einem freiwilligen Zurverfügungstellen durch damalige Bischöfe oder durch obdachlose Mönche kann gar keine Rede sein.

Georg Alois Oblinger:

Ein prononciert katholischer Standpunkt

Zum Tod des katholischen Schriftstellers Jean Raspail



Gab es in den fünfziger und sechziger Jahren noch Schriftsteller, die aus einem eindeutig katholischen Blickwinkel schrieben, so sind diese heute nahezu ganz verschwunden. Einer der letzten verstarb jetzt am 13. Juni 2020 in Paris kurz vor Vollendung seines 95. Lebensjahres.

Schon in den fünfziger Jahren hat sich der am 5. Juli 1925 geborene Jean Raspail in Frankreich als Reiseschriftsteller einen Namen gemacht. Seit den siebziger Jahren war er dort auch als Romanschriftsteller bekannt und hat mit seinen unkonventionellen Utopien schon mehrfach für Furore gesorgt. Im Languedoc aufgewachsen und bis zu seinem Tod in einem Pariser Vorort lebend, bezog er in seinen Romanen stets einen prononciert katholischen Standpunkt.

Schon 1973 erschien in deutscher Sprache sein Roman „Das Heerlager der Heiligen“ („Le camps des Saints“). Von diesem in zahlreiche Sprachen übersetzten Buch wurden seither mehr als zwei Millionen

Exemplare verkauft. Die deutsche Übersetzung aus dem Jahr 1985 ist allerdings unvollständig. Aus aktuellem Anlass wurde der Roman im Jahr 2015 vollständig neu übersetzt.

Ein weiterer Roman von Raspail erschien im Dezember 2005 erstmals in deutscher Sprache und trägt den Titel „Sire“, die französische Anrede für den König. In Frankreich wurde er schon 1991 veröffentlicht und erhielt dort mehrere Auszeichnungen, darunter den „Grand Prix du roman de la ville de Paris“ im Jahr 1992.

In den letzten Jahren erschienen die Romane „Sieben Reiter verließen die Stadt“ (2013), eine Darstellung verschiedener konservativer Typen und „Der Ring des Fischers“ (2016) über das Papsttum.

Viele seiner Romane sind Zukunftsromane. Während „Das Heerlager der Heiligen“ eine recht düstere Utopie entwirft, kann „Sire“ und auch „Der Ring des „Fischers“ als humorvoll-romantischer Traum bezeichnet werden. Man kann hier von zwei Seiten einer Medaille sprechen. Handelt „Das Heerlager der Heiligen“ vom Scheitern der großen linken Ideologien, wie sie seit den siebziger Jahren in Staat und Kirche immer wieder auftauchen, so zeigt „Sire“ eine unerwartete Wiederkehr der französischen Monarchie und der katholischen Tradition, deren Bekämpfung durch die führenden Schichten in

Staat und Kirche sowie deren unverhofftem Sieg dank der Gnade Gottes.

Raspails schwarze Utopie: Etwa eine Million Hindus landen an einem Ostersonntag an der Südküste Frankreichs. Ihre Zahl und ihr Elend wecken das Mitleid der Europäer. Beeinflusst von den heuchlerischen Massenmedien erkennt das Volk zu spät, dass diese Invasoren die jahrhundertealte abendländische Kultur zerstören. Angesicht aktueller Ereignisse ist dieses Buch in den vergangenen Jahren immer wieder ins Zentrum der medialen Aufmerksamkeit gerückt. Schon 2006 beschäftigte sich die FAZ mit dem Roman. Dann war er 2015 auch recht offensichtlich das Vorbild für den Roman „Unterwerfung“ von Michel Houellebecq.

Nun die positive Version: Im Februar 1999 wird in Reims wieder ein französischer König geweiht. Der achtzehnjährige Philippe Pharamond



de Bourbon ist ein direkter Nachfahre des letzten französischen Königs. Von jugendlichem Idealismus beseelt macht er seinen Anspruch auf den französischen Thron geltend. Unterstützt wird er von seiner Zwillingsschwester Marie, drei gleichaltrigen Freunden und Gesinnungsgenossen und einem hochbetagten Kardinal. Die Handlung kulminiert in der Liturgie, in welcher Philippe zum König „gesegnet, erhoben und geweiht“ wird. Der Tatsache, dass es sich hier um eine Weihe handelt, misst der Autor große Bedeutung bei. Sichtliche Freude hat Raspail an der katholischen Liturgie und ihren erhabenen Riten und auch an der Kirchensprache Latein.

In Philippe wie auch in Jean Raspail lebt eine starke Hoffnung. Es ist die Hoffnung auf eine Welt, in der die Herrschaft Gottes wieder erkennbar ist. Wenn auch im Roman nach zahlreichen Widerständen schließlich die Königsweihe stattfindet, so ändert sich dadurch die Welt noch nicht. Die Öffentlichkeit nimmt nicht einmal Notiz von dieser Weihe. Doch Philippe weiß es: „Ich bin König von Frankreich“. Schließlich lassen sich immer mehr Menschen von der neuen Weltsicht und der damit verbundenen Hoffnung anstecken.

Ähnlich ist die Handlung in „Der Ring des Fischers“. Im 15. Jahrhundert gab es über 70 Jahre hinweg zwei Päpste, einen in Rom und einen in Avignon. Doch welches war der wahre Papst? Im Roman geht Raspail davon aus, dass der letzte avignonesische Papst Benedikt XIV. einen anderen Benedikt als Nachfolger erkoren hat, dass schließlich über Jahrhunderte hinweg ein Benedikt dem anderen Benedikt gefolgt ist und heute der avignonesische Papst gegenüber dem römischen Papst den Anspruch erhebt, der wahre Nachfolger Petri zu sein.

Jean Raspail hat in seinen Werken das Scheitern der linken Ideologien sichtbar gemacht und die Hoffnung artikuliert, dass in unserer Welt die Herrschaft Gottes wieder deutlicher erkennbar werden muss, wenn wir eine Zukunft haben wollen. Schon im „Heerlager der Heiligen“ hieß es: „Nichts ist stärker als eine Haltung.“

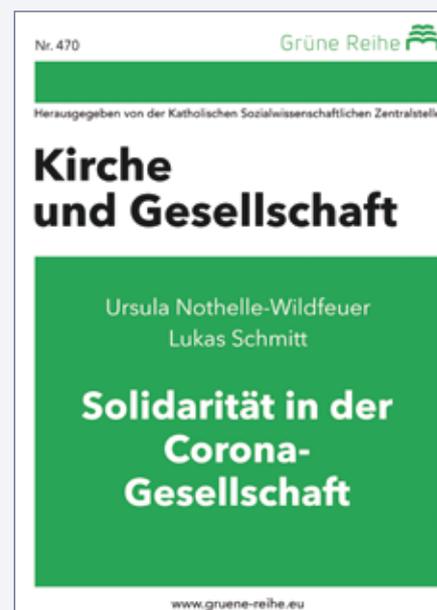
Christiane Thiele, evangelische Theologin sowie Studentenpfarrerin in Halle an der Saale, hat im „Deutschlandfunk“ vorgeschlagen, den Pfingstmontag zu streichen – zugunsten des Versöhnungstages Jom Kippur. Aufmerksamkeit an Pfingsten war ihr gewiss. Doch neu ist der Vorschlag nicht: Er wurde zuvor schon einmal als ein Zeichen gegen Antisemitismus durch den Münchner Theologieprofessor Friedrich Wilhelm Graf, Vertreter der liberalen Theologie, ins Spiel gebracht. Wenn man die aktuelle Stimmungslage im Land bedenkt, steht zu befürchten: Steter Tropfen höhlt auch hier den Stein.

Was auffällt, ist zunächst einmal die Begründung. Bei Lichte besehen, geht es der umtriebigen Theologin gar nicht um das Judentum. Ein allgemeines Versöhnungsfest soll es werden. Denn Versöhnung sei für alle Menschen wichtig. Religiöse Inhalte werden aufgelöst in einen schwammigen Humanismus, der irgendwie für alle zustimmungsfähig sein soll, außer natürlich für AfD-Wähler, konservative Traditionalisten und solche unverbesserlichen Stammtischbrüder, die das christliche Abendland noch nicht wie Kardinal Marx verabschiedet haben.

Im Kern geht es wieder einmal um ein Projekt, Identität auszulöschen, die eigene kulturelle Prägung unseres Gemeinwesens zu verneinen und irgendwie progressiv zu wirken. Der sattsam bekannte Kirchenound in Dauerschleife: Vielfalt ist gut. Die christliche Feiertagskultur – oder was von ihr überhaupt noch übrig

ist – taugt nur noch als Verschiebemaschine. Auf einen Feiertag mehr oder weniger kommt es nicht an, Hauptsache, die liberale Seele hat ein gutes Gewissen. Orientierungswerte sind sowieso austauschbar, die Kirchen haben nichts mehr zu sagen, ein allgemeiner Humanismus wird es schon richten.

Die Coronakrise hat die Sprachlosigkeit der Kirchen mehr als deut-



lich werden lassen. Dass die Kirchen ihren Teil zum Infektionsschutz beitragen, ist richtig und lässt sich theologisch begründen. Dass sie theologisch sprachlos werden und ihren liturgischen Heildienst selber für entbehrlich erklären, hat der Staat nicht gefordert. Dafür sind die Kirchen selbst verantwortlich. Dass die Bundeskanzlerin am Ende des Stillstands von Geschäften und

■ bundesweite Feiertage
■ länderspezifische Feiertage

2020



Feiertagskultur ohne störende religiöse Bezüge

Glosse aus aktuellem Anlass

Friseurläden sprach, nicht aber von Gottesdiensten, haben die Kirchenverantwortlichen sich selbst zuzuschreiben – oder wie es Peter Hahne auf wunderbare Weise ausgedrückt hat: „EDEKA statt EKD“.

Am Ende könnte selbst den gutmütigsten Gläubigen auffallen, dass sie Gottesdienst und Predigt gar nicht brauchen – jedenfalls dann nicht, wenn die Kirchen nur das erklären, was der politische Mainstream immer schon sagt, von Mülltrennung über Klimarettung bis Gendergerechtigkeit.

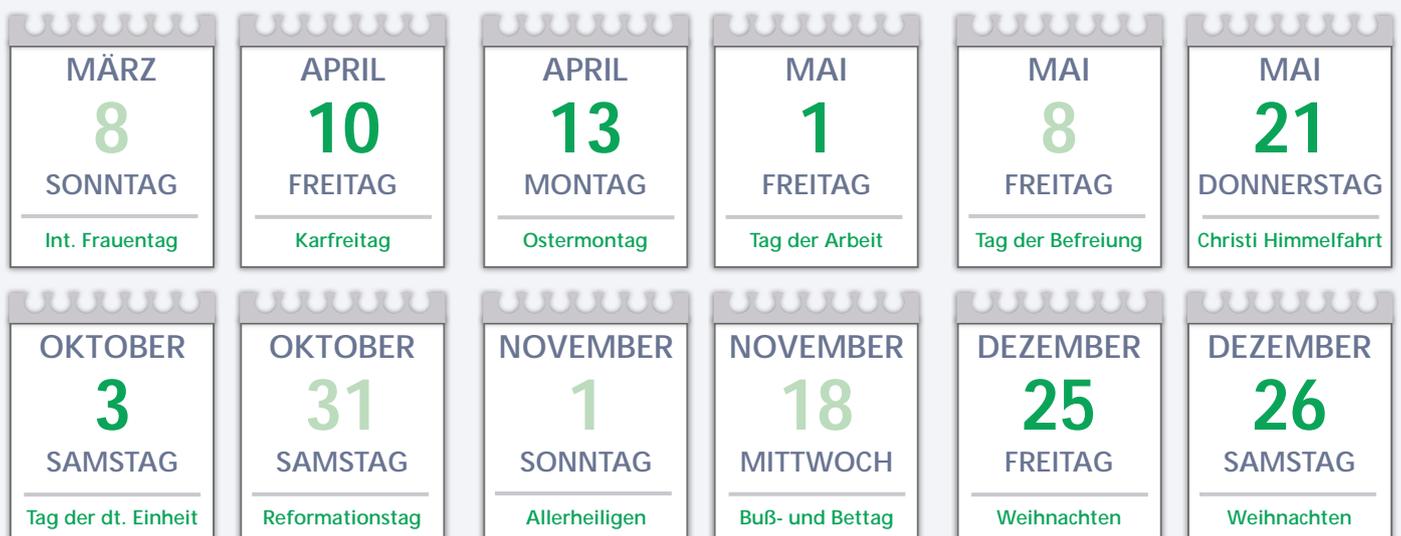
Nur ein aktuelles Beispiel sei genannt: Nach langen Wochen des Schweigens gibt es eine erste sozial-ethische Auseinandersetzung mit der „Coronakrise“ – endlich, möchte man ausrufen. „Solidarität in der Corona-Gesellschaft“ heißt das Heft, das innerhalb der sogenannten Grünen Reihe der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle erschienen ist, verfasst von der Freiburger Sozialethikerin Ursula Nothelle-Wildfeuer und ihrem Mitarbeiter, Lukas Schmitt. Zunächst wird seitenlang referiert,

was jeder Zeitungsleser nach drei Monaten Coronakrise mehr als zur Genüge weiß. Dann eine Seite Schlussfolgerungen – mit folgendem Dreiklang: (1.) Christliche Sozialethik könne angesichts der aufgezeigten Ambivalenzen keine fertigen Lösungen anbieten. Die Kirche sei gegenwärtig „selbst in der Rolle des Lernens und weniger des Lehrens“. (2.) Sie müsse dabei auch erkennen, dass die Strategie der tastenden Schritte und des Fahrens auf Sicht die neue Normalität sei. (3.) Im Hintergrund der vielfältigen gesellschaftlichen Diskurse stünden die beiden existentiellen Fragen: „Was ist der Mensch?“ und „In welcher Gesellschaft wollen wir leben?“ Die Stimme der Kirche halte vor allem diese Fragen präsent.

Ja, ist das alles!? Kein Wort zu Vorrangregeln, zur Frage der Verhältnismäßigkeit der Mittel, zu den grundrechtlichen Konflikten im Rahmen der Pandemievorsorge, zum Verhalten der Kirche gegenüber staatlichen Auflagen für öffentliche Gottesdienste, zur Rolle des Staates, zu einer sozial-ethisch gebotenen Krisenvorsorge, zur strittigen Frage der

Lastenverteilung nach Ende des Stillstands, zu den damit verbundenen wirtschaftsethischen Implikationen, zu angemessenen Reaktionen auf die zu erwartenden Steuerausfälle und Staatsschulden ... Sozial-ethisch gäbe es eine Menge abzuwägen und zu diskutieren.

Kommen wir auf die Feiertagsfrage zurück. Wenn es schon darum geht, einen allgemein konsensfähigen Feiertag zu schaffen ... – warum nehmen wir nicht den 5. Oktober? Welttag des Lehrers! Der ist religiös neutral, und Bildung ist mindestens so gut wie Vielfalt – wer wollte etwas dagegen haben!? Immerhin hat das erzwungene „Homelearning“ doch vor Augen geführt, wie systemrelevant Lehrer sind. Und wer immer noch nicht überzeugt ist, sollte bedenken: Der 5. Oktober lässt sich in Deutschland wunderbar durch einen Brückentag mit dem Tag der Deutschen Einheit verbinden. Einem Kurzurlaub im Goldenen Herbst steht damit nichts mehr im Wege, ganz ohne störende religiöse, identitätsstiftende Bezüge. Was will man mehr? □



Bildungspolitik als Ersatzreligion

Wenn es früher mit der Jugend nicht so recht klappen wollte, dann richteten unsere Großeltern und Urgroßeltern den Blick flehend gen Himmel und meinten: Jetzt hilft nur noch beten. Heute heißt es bei gleichem Anlass: Jetzt hilft nur noch eine Bildungsreform – und noch eine Bildungsreform und noch eine Reform der Reform.

In der Bildungspolitik missionieren dementsprechend stets irgendwelche Glaubensgemeinschaften – zuletzt vor allem zwei: Die eine Konfession ist die der Hohepriester (vulgo: Bildungsexperten) der Gesamtschulbewegung. Stets feiern sie auf dem Friedhof gescheiterter Visionen fröhlich Auferstehung. Ihr apokalyptisches Hosianna lautet: Mit dem deutschen PISA-Ergebnis sei zugunsten eines „gerechten“ Schulsystems endlich der Jüngste Tag für das gegliederte, leistungsorientierte, selektierende Schulwesen angebrochen. Die andere Konfession ist die BOLOGNA-Konfession. An frohen Botschaften fehlt es auch hier nicht: BOLOGNA samt Bachelor, Master, Workloads und Credit Points schaf-

fe Mobilität, Modularisierung, „Employability“ und eine Steigerung der Akademikerquote.

PISA und BOLOGNA sind damit offenbar nicht mehr Erkenntnis, sondern pseudoreligiöses Erlebnis. Die Assoziation zu Sigmund Freuds Diktum von Religion als universeller Zwangsneurose liegt da nicht fern. Hat Bildungspolitik also mit Religion zu tun? Ist sie mit ihrer mehr und mehr sozialistischen Ausrichtung eine säkulare Religion geworden? „Opium für Intellektuelle“, wie Raymond Aron unter Anspielung auf Karl Marx (Religion als Opium des Volkes) mit seinem Hauptwerk dieses Titels von 1955 meinte? So wie für viele „Intellektuelle“ Kommunismus und Sozialismus „säkulare Religionen“ geworden sind?

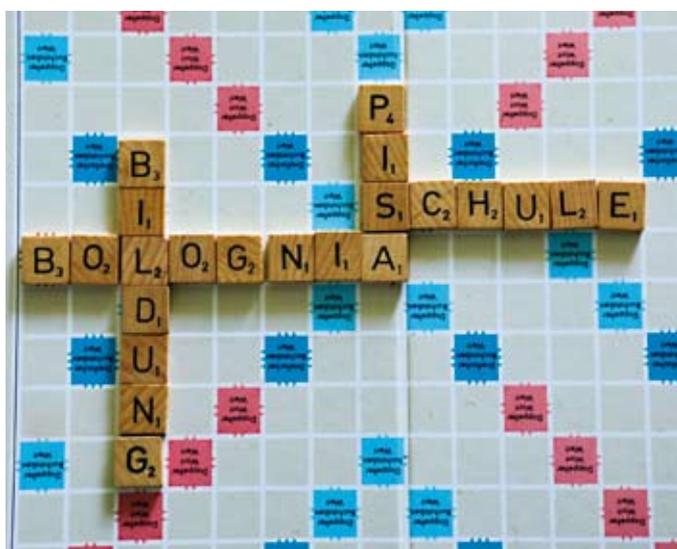
Ja, Bildungspolitik ist zur Quasi-Religion verkommen. Da werden einerseits Ängste geschürt und apokalyptische Bilder gemalt: von Bildungsverlierern, von der ach so krankmachenden Schule sowie frustrierenden Lehrern. Andererseits setzt man darauf Heilsversprechun-

gen: Abitur für alle! Lebensraum Schule! Lernen ohne Anstrengung! Keine Kränkungen mehr durch Noten, Zeugnisse, Sitzenbleiben! Ausschließlich achtsame Lehrer! Ausschließlich empathische Mitschüler! Ausschließlich selbstgesteuertes, hirnbasiertes Lernen! Kein Frontalunterricht! Beste Noten! Am Ende kompetente junge Leute, fit für das globale Haifischbecken!

Wie passt all das zusammen? Hier Ängste und Heilsversprechen, und daneben Sündenregister? Ja, es passt zusammen, denn so paradox es klingt: Die bildungspolitischen Heilsversprechungen, das sind die Sünden. Und dabei geht es äußerst dogmatisch zu.

Das zentrale bildungspolitische Dogma ist der Egalitarismus.

Das ist die Ideologie, dass alle Menschen, Strukturen, Werte, Inhalte, ja sogar die Geschlechter gleich bzw. gleich gültig seien. Das ist die Ideologie, dass es keine verschiedenen Schulformen, keine verschiedenen Begabungen geben dürfe. Das ist

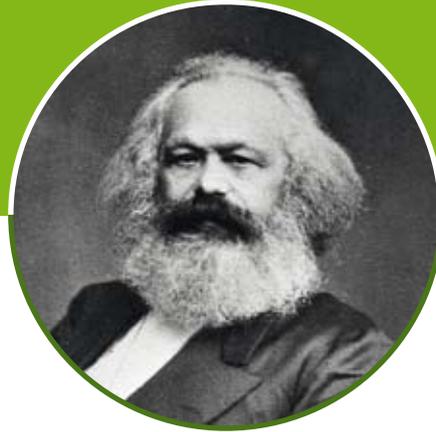


Verfassung des Freistaates Bayern Art. 131

- (1) Die Schulen sollen nicht nur Wissen und Können vermitteln, sondern auch Herz und Charakter bilden.
- (2) Oberste Bildungsziele sind Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor religiöser Überzeugung und vor der Würde des Menschen, Selbstbeherrschung, Verantwortungsgefühl und Verantwortungsfreudigkeit, Hilfsbereitschaft, Aufgeschlossenheit für alles Wahre, Gute und Schöne und Verantwortungsbewußtsein für Natur und Umwelt.
- (3) Die Schüler sind im Geiste der Demokratie, in der Liebe zur bayerischen Heimat und zum deutschen Volk und im Sinne der Völkerversöhnung zu erziehen.
- (4) Die Mädchen und Buben sind außerdem in der Säuglingspflege, Kindererziehung und Hauswirtschaft besonders zu unterweisen.

links: Karl Marx forderte Gleichheit für alle Menschen. Tatsächlich galt: „Alle sind gleich, doch einige sind gleicher.“

rechts: Robespierre wollte die „heilige Gleichheit“; daraus wurde ein Tugendterror.



auch die Ideologie, nach der es keine bestimmten Werte, keine Leitkultur geben dürfe. Schließlich seien in einer multikulturellen Welt alle kulturellen Prägungen und alle Werte gleich gültig (gleichgültig?).

Keiner soll heraustanzen, denn es scheint zu gelten: Was nicht alle können, darf keiner können. Was nicht alle haben, darf keiner haben. Was nicht alle sind, darf keiner sein. Schier jakobinisch ist das. Robespierre wollte die „heilige“ Gleichheit. Manche seiner Jakobiner machten sich in ihrem Tugendterror und Gleichheitseifer gar daran, Kirchtürme zu schleifen, da diese ungleich seien.

Bildungspolitisch setzt sich diese „heilige Gleichheit“ in Heiligensprechungen bestimmter egalisierender Institutionen und Regelungen um: Gesamtschule, Gemeinschaftsschule, längeres gemeinsames Lernen, Inklusion. Oder in maßloser Extrapolation des Egalitarismus: „Jedes Kind ist hochbegabt“ – schreibt ein sog. Hirnforscher. Bloß wie? Denn wenn alle hochbegabt sind, dann ist keiner hochbegabt. Genauso wie wenn alle Abitur hätten, dann hat keiner mehr Abitur.

Bildungseinrichtungen sind aber keine Institutionen zur Herstellung von Gleichheit, sondern zur Förderung von Individualität. Die „conditio humana“ kennt keine Gleichheit. An der Unterschiedlichkeit von Menschen ändern kein Schulsystem, kein noch so gestalteter Unterricht etwas.

Es ist zudem das unüberwindbare Dilemma des pädagogischen Ega-

litarismus: Er erzielt vermeintliche Gleichheit allenfalls durch Absenkung des Anspruchsniveaus. Wer aber die Ansprüche senkt, der bindet gerade junge Menschen aus schwierigeren Milieus in ihren „restringierten Codes“ fest. Man macht die Schwachen schließlich nicht stärker, indem man die Starken schwächt.

Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit – das ist das zweite Dogma,

hier als sog. Bildungsgerechtigkeit. Eine „gerechte“ Bildungspolitik (angeblich gerecht, weil egalisierend) wurde zum Credo. So einfach ist das aber mit der Gerechtigkeit nicht. Friedrich August von Hayek wusste zu gut, auf was der Anspruch totaler irdischer Gerechtigkeit hinausläuft: Für ihn ist „Gerechtigkeit“ das Trojanische Pferd des Totalitarismus. Hier wäre ein leider längst vergessenes Buch zu nennen – das Buch „Verkappte Religionen. Kritik

des kollektiven Wahns“ (1924) von Carl Christian Bry (1893-1926). Bry führt darin aus: Verkappte Religionen haben ein Grundmerkmal: sie sind monomanisch geprägt von der „Elephantiasis“ eines einzigen Motivs (eben Gerechtigkeit).

Gerechtigkeit absolut gibt es nicht, auch nicht qua Bildungspolitik. Die Macht des Staates, Gerechtigkeit herzustellen, ist begrenzt. Im Kontext mit Bildung ist aus der Gerechtigkeits-Rhetorik in Teilen trotzdem eine Rhetorik des Klassenkampfes geworden. Die Behauptungen sind entsprechend: Das gegliederte Schulwesen habe den Zweck, eine ständische Gesellschaft zu erhalten und unliebsame Konkurrenten aus schwächeren Schichten abzuschieben, deshalb werde der Zugang zu den Gymnasien gedrosselt (wo eigentlich?) und deshalb lege man Wert auf einen ausgrenzenden bürgerlichen Bildungskanon.





rechts: Für Friedrich August von Hayek war „Gerechtigkeit“ das trojanische Pferd des Totalitarismus.

Wir sind hier nahe an einer sozialpopulistischen Neiddebatte. Gelegentlich bemühen Bildungspolitiker dieser Denkweise sogar das Evangelium – konkret den sog. Matthäus-Effekt: „Wer hat, dem wird gegeben. Wer aber nicht hat, vom dem wird genommen.“ Dabei scheint es keine Rolle zu spielen, dass Bildung per se kein knappes Gut ist, also nicht den einen genommen und den anderen gegeben werden kann.

Leider fehlt in der Debatte auch eine typische „antifa“-Kampfvokabel nicht: „Selektion“. Dieser Begriff soll offenbar dunkle Kapitel deutscher Geschichte assoziieren lassen. Das ist schäbig, weil hier ein millionenfaches Leid der Opfer des NS-Terrors für billige Zwecke instrumentalisiert wird.

Nun: Absolute Gerechtigkeit bleibt auch in Fragen der Bildung ein irrationales (metaphysisches) Ideal. In der Bildung kann es kein „Jedem das

Gleiche“ geben. Überhaupt geht es in der Bildung nicht um Chancerverteilung, sondern um Chancennutzung. Aber Chancen sind keine Garantien. Zu konkreten Optionen werden sie erst durch eigene Anstrengung. Es kann keine Abitur-Vollkasko-Garantie geben.

Ein drittes Dogma hat mit blasphemischer Hybris zu tun.

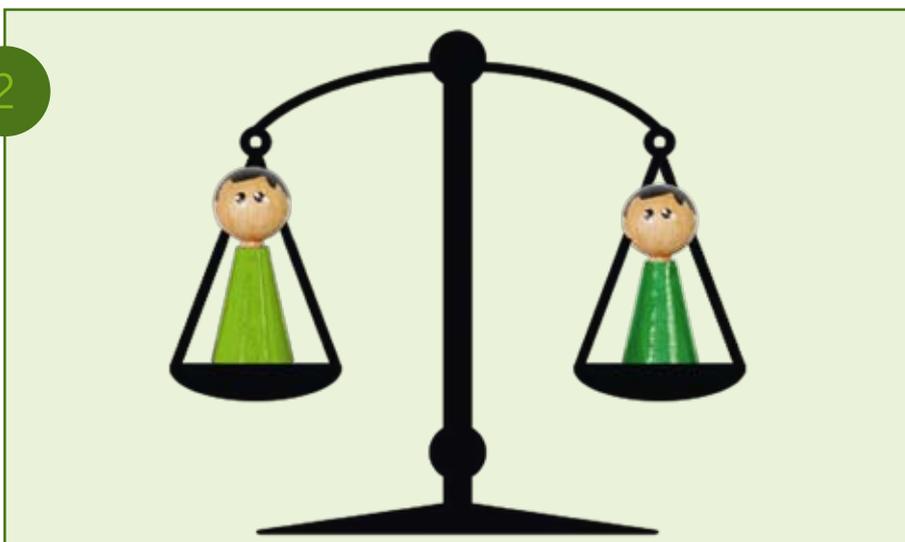
Das ist der aus dem Marxismus („Der neue Mensch wird gemacht“) bzw. der russischen Reflexologie (Pawlow) und dem US-amerikanischen Behaviorismus („Der neue Mensch ist konditionierbar“) abgeleitete Machbarkeitswahn, jeder könne grenzenlos konditioniert werden (womit die Pädagogik auf den Pawlowschen Hund gekommen ist) und zu allem „begabt“ werden. Mehr noch: Auch hier glaubt der Mensch, via Bildungssystem Schöpfer spielen zu dürfen.

Es heißt in der Folge: Intelligenz und Schulerfolg seien determiniert durch die Schichtzugehörigkeit und durch die „Primärerziehung“. Die Behavioristen seit John B. Watson (ab ca. 1920) und vermehrt ab Burrhus F. Skinner (ab ca. 1940) taten ein Übriges, indem sie verkündeten, nur die Umstände entschieden darüber, ob ein Mensch ein bewundertes Genie oder ein Verbrecher werde. Daraus leitete sich ein grenzenloser pädagogischer Optimismus ab, der das Neugeborene hinsichtlich Dispositionen als „tabula rasa“, als „white paper“ sehen wollte, auf dem Prägungen ohne Grenzen vorgenommen werden könnten. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten wurde vor allem folgender Leitspruch Watsons euphorisch aufgenommen: „Gebt mir zehn Babys, ich mache daraus einen Verbrecher, einen Politiker, einen Musiker ...“ Will sagen: Aus jedem könne durch Konditionierung alles werden, nichts sei angeboren.

Die Hirnforschung stützt solchen Machbarkeitswahn. Sie mag ja in anderen Bereichen (Demenzforschung) große Fortschritte gemacht haben, aber als Neuropädagogik und Neurodidaktik ist sie ein Witz. Eine ihrer Erkenntnisse lautet etwa: „Effektives Lernen setzt gute Laune voraus.“ Nur, was mache ich mit dieser Erkenntnis bloß, wenn ich als Mathe-Lehrer eine pubertierende Klasse vor mir habe? Da fehlt eigentlich nur noch eine Fötagogik.

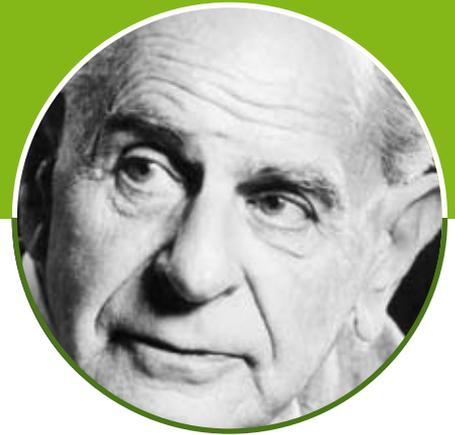
Zudem scheint Egophanie angesagt, also eine Vergöttlichung des – in jeder Hinsicht konditionierbaren – Ichs und des Selbst. (Der Be-

2



links: John B. Watson: Aus jedem könne durch Konditionierung alles werden, nichts sei angeboren.

rechts: Karl Popper: „Der Versuch, den Himmel auf Erden zu verwirklichen, produzierte stets die Hölle“.



griff Egophanie stammt übrigens von Eric Voegelin: Egophanie meint quasi-religiöse Selbstbezogenheit. Jeder ist sein eigener Priester). Am Rande: Eric Voegelin (1901-1985) hat 1938 (!) ein Buch mit dem Titel „Die politischen Religionen“ geschrieben.

Es gilt: „Von allen politischen Ideen ist der Wunsch, die Menschen vollkommen und glücklich zu machen, vielleicht am gefährlichsten. Der Versuch, den Himmel auf Erden zu verwirklichen, produzierte stets die Hölle“ (Karl Popper). Man lese in diesem Zusammenhang dessen monumentales Werk „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ – Band II, das 14. Kapitel: „Die orakelnde Philosophie und der Aufstand gegen die Vernunft“. Darin beklagt Popper einen „moralischen Futurismus“, einen „orakelnden Irrationalismus“, mit dem Gefühle und Leidenschaften über Denken und Erfahrung dominierten.

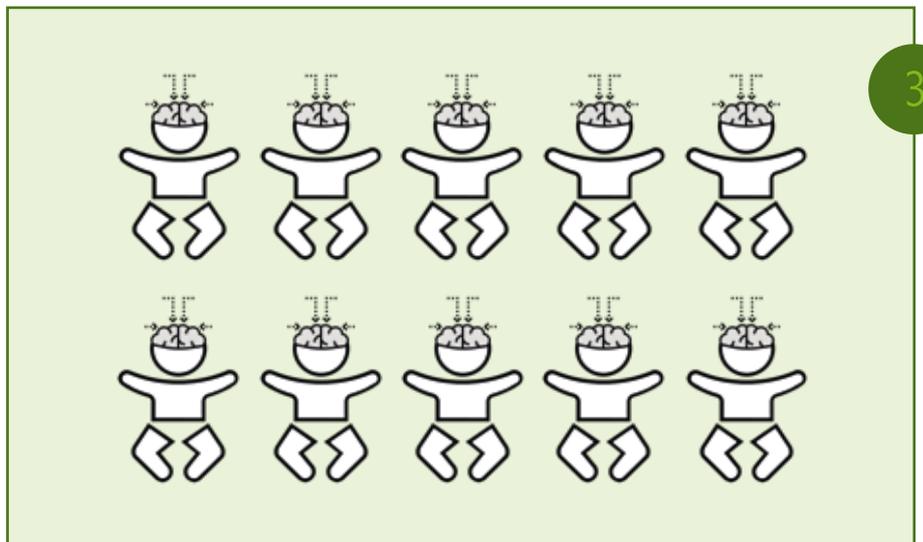
Aber da beißt die Maus keinen Faden ab: Es gibt Unterschiede in der Begabung von Menschen. Dies zu sagen gilt seit 50 Jahren als politisch nicht korrekt. Wer nicht bereit ist, dem sog. dynamischen Begabungsbegriff des „Begabens“ zu folgen, der sei ein Biologist oder Darwinist. Wissenschaftlich haltbar ist eine solche Diktion nicht. Denn die Forschung hat eindeutig nachgewiesen, dass die Hälfte bis zwei Drittel des kognitiven Potentials durch Erbfaktoren bestimmt sind. Menschen kommen nun einmal unterschiedlich auf die Welt. Wer völlige Chancengleichheit will, müsste

die Menschen entmündigen. Die Stärkeren und Schnelleren müsste er den Eltern wegnehmen.

Leider sind die Egalitarismus-, Gerechtigkeits- und Machbarkeits-Propheten nicht mundtot zu kriegen. Der Mensch – mag er sich noch so intellektuell oder aufgeklärt geben – fällt gerade in zentralen Fragen von Pädagogik und Bildungspolitik immer wieder auf Ideologien herein, die ihm eine totale Welterklärung und eine Methode zur Rettung der Welt versprechen. Auch wenn es sich laut Émile Durkheim hier um „Religionen ohne Religion“ handelt. Religion light! Der Mensch will es eben intellektuell einfach haben. Er ist auch kein rationales Wesen, sondern ein rationalisierendes (Leon Festinger). Weil er sich ungern im Zustand kognitiver Dissonanz befindet, ummantelt er sein Bauchgefühl, seine Emotionalität gerne pseudo-rational (ra-

tionalisierend). „Denn so ist der Mensch! Ein Glaubenssatz könnte ihm tausendfach widerlegt sein – gesetzt, er hätte ihn nötig, so würde er ihn immer wieder für wahr halten“ (Nietzsche).

Das ist der Grund, warum Politik Emotionen als Vehikel nutzt. Vor allem wenn es um seinen Nachwuchs geht, tickt der Mensch höchst emotional. Hier zählt Pathos statt Logos. Der möglichen rationalen Einsicht, dass das eigene Kind vielleicht doch nicht die Ausstattung für einen späteren Nobelpreisträger hat, macht schnell der (Irr-)Glaube Platz, dass es im Bildungswesen doch so unendlich ungerecht zugehe und dagegen nun endlich etwas getan werden müsse. Die real existierende Bildungspolitik bedient diese Emotionen – populistisch! – leider zu gern. Hier ist hartnäckige Enttäuschungs-Arbeit zur Zerstörung von Täuschungen angesagt. □



3

Macron und die Freimaurer

*Zum geistigen Zuschnitt der neuen Regierung in Frankreich /
Die Chance der extremen Parteien und die Hoffnungen der Bürgerlichen*

Geschichte wiederholt sich nicht. Aber sie kennt Ähnlichkeiten, die aus dem Verhalten und Denken der Menschen durch die Zeiten entspringen und sich fortsetzen. So fällt auf, dass führende Mitglieder der neuen Regierung in Frankreich, der neue Premierminister Jean Castex an der Spitze, die Worte „republikanisch“ und „laizistisch“ öfter gebrauchen und dass von christlichen Werten keine Rede ist. Man wahrt strikte Neutralität gegenüber der Kirche und Religionen. So hält es übrigens auch Staatspräsident Emmanuel Macron seit drei Jahren. Diese Neutralität ist für Frankreich nicht ungewöhnlich, obgleich der Gründer der Fünften Republik, Charles de Gaulle, seinen katholischen Glauben nicht verbarg, man denke nur an die feierliche Messe in der Kathedrale von Reims mit Konrad Adenauer. Aber die ungewöhnlich deutlichen und häufigen Hinweise auf Werte wie Gleichheit, Solidarität und Laizität als republikanische Werte erinnert doch an die Devisen der französischen Freimaurer.

Sicher, Jean Castex ist kein Emile Combes, jener Radikalrepublikaner, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit prophetischem Eifer kirchliche Vereinigungen verfolgte und sogar schwarze Listen von Kongregationen und Schulen anfertigen ließ, was aufflog und zur Annullierung des Konkordats mit Rom führte. Man nannte den ehemaligen Seminaristen, Freimaurer und glühenden Kirchenhasser den „kleinen Pater Combes“. Seine Machenschaften spalteten Frankreich und die Nationalversammlung und das in einer Zeit aufgewühlter Stimmung

wegen der Affäre Dreyfus. Erst sein Nachfolger im Amt des Ministers für Inneres und Kult, Aristide Briand, konnte die Gemüter beruhigen und das bis heute gültige Gesetz von 1905 durchsetzen, das die Trennung von Kirche und Staat besiegelte und das französische Modell des Laizismus verankerte. Demnach garantiert die Republik die freie Religionsausübung, die kirchlichen Güter gehen in den Besitz des Staates über, der sie wiederum den Kirchen gratis zur Verfügung stellt. Zur Religionsfreiheit gehört auch das Recht, Schulen

xistische Premier Lionel Jospin, der nach einer krassen Fehlentscheidung von Präsident Chirac die Parlamentswahlen gewonnen hatte, es erneut. Wieder kam es zu Massendemonstrationen, auch Jospin gab auf. Sein Ansatz war, den wirtschaftlichen Spielraum der kinderreichen (in der Regel katholischen) Familien einzunengen und damit den teuren privaten, de facto katholischen Schulen, das Wasser abzugraben.

Castex und Macron schwimmen in der Gedankenströmung der Laizisten und Freimaurer, verfolgen aber einen diskreten, pragmatischeren Weg. Bioethisch stehen sie in der Linie der Linken und libertären Laizisten, das heißt: Ja zur Abtreibung, ja zur Homo-Ehe, ja zur Leihmutterchaft, ja zur Adoption für gleichgeschlechtliche Paare, ja zur Frühsexualisierung der Kinder, ja zur sexuellen Vielfalt, ja zum Genderismus, etc. etc. Das volle Programm und wie immer unter dem Etikett humanistischer Ideen wie eben Gleichheit, Solidarität und Freiheit. Natürlich hat die neue Regierung Macron/Castex im Zeichen der Pandemie andere Probleme. Dennoch haben sie den Ansatz zur Reform der Gesellschaft im laizistisch-freimaurerischen



und andere Bildungseinrichtungen in privater Trägerschaft zu gründen und zu unterhalten.

Unter linken Regierungen hat es immer wieder Versuche gegeben, diese Freiheiten einzuschränken, besonders in der Regierungszeit von Mitterrand. Als er 1984 den katholischen Schulen die Existenzgrundlagen entziehen wollte, gingen zwei Millionen Menschen auf die Straße, Mitterrand gab das Vorhaben auf. Zehn Jahre später versuchte der mar-

Sinn nicht vergessen. Und sie sind auch einen Schritt weitergegangen. Während sich in Deutschland zum Beispiel die rotgrünen und C-Parteien anschicken, den Begriff Familie in ihren Programmen völlig auszuhöhlen, hat man mit der neuen Regierung in Frankreich das Familienministerium gleich abgeschafft. Zwar gibt es unter den 31 Ministerien eins für die Gleichstellung zwischen Mann und Frau und für die diversen Minderheiten und auch für die Jugend hat

man noch einen Platz gefunden bei Bildung und Sport, aber das Ministerium für Familie ist von der politischen Bühne verschwunden.

Das geschah nahezu unbemerkt, auch die großen Medien haben darüber nicht berichtet. Kein Wunder, das Augenmerk liegt auf dem parteipolitischen Geschacher und thematisch soll diese Regierung nach dem Willen von Staatspräsident Emmanuel Macron sich auch nicht der Familie, sondern dem Wiederaufbau des Sozialsystems, der Wirtschaft, der Kultur und der Umwelt widmen. Macron selbst will genau darüber wachen, weshalb der rechtskonservative Abgeordnete Eric Ciotti meint, „Macron hat Matignon aufgelöst“. In der Tat hat Macron in Matignon, dem Regierungssitz des Premiers einen engen Vertrauten als Chef der Staatskanzlei installiert, sozusagen als Aufpasser für den Premier. Le Monde titelte sehr richtig: Castex im Schatten Macrons. Aber es geht nicht um das Aufpassen, sondern um eine engere Abstimmung als mit dem Vorgänger Edouard Philippe. Denn beide, Macron und Castex, sind Brüder im Geiste. Dieser Geist kommt nicht so hasserfüllt und polternd daher wie bei dem „kleinen Pater Combes“. Die Zeiten sind auch andere. Castex ist ein effektiv arbeitender Organisator, ähnlich wie Philippe, der dem Präsidenten aber Paroli bot und am Schluss auch sehr viel populärer war. Es ist unklar, ob Philippe gehen wollte oder gehen musste.

Macron will neben sich populäre Persönlichkeiten, die er instrumentalisieren kann. Das war mit Philippe nicht mehr möglich. Deshalb hat er in die Regierung Castex zwei landesweit bekannte Persönlichkeiten geholt. Da ist zum einen der populäre Staranwalt Eric Dupond-Moretti, der auch schon Terroristen verteidigt hat und sich geradezu regelmäßig mit der Staatsanwaltschaft und der Richterschaft anlegte. Er ist nun Justizminister. Die andere Persönlichkeit ist Roselyne Bachelot, die schon unter Chirac und Sarkozy diente und sich freut, dass Kultur nun auf gleicher Stufe rangiert wie Wirtschaft und Umwelt. Beide stehen politisch links von der Mitte. Vor allem der ungestüme, kräftig-korpulente Poltergeist Dupond-Moretti, der von Auftritt und Sprache eher an Bud Spencer erinnert, ist für ein grobes Wort im-

mer zu haben und wollte sogar schon die Le Pen-Partei Nationale Versammlung, früher Nationale Front, verbieten lassen. Bekannt ist seine Forderung nach einer Reform der Staatsanwaltschaft und der Richtergewalten, weshalb die Gewerkschaft der Richter seine Ernennung als „Kriegserklärung“ qualifizierte. Ihm ist zuzutrauen, dass er nach ein paar Monaten hinschmeißt, wenn der Premier seinen Ratschlägen und Reformentwürfen nicht folgt. Das ist bei Madame Bachelot nicht zu erwarten. Aber beide wissen, dass diese Regierung eine Art Rettungsmannschaft für Macron ist und insbesondere sie beide auch die Aufgabe haben, die Aufmerksamkeit der Medien von unangenehmen Fragen abzulenken.

Diese Fragen werden kommen. Spätestens im Herbst, wenn die Pleite- und Arbeitslosenwelle das Land überrollt, wenn 700.000 junge Studienabgänger einen Job suchen, wenn die Vorstädte wieder aufflammen, wenn Bauern, Fernfahrer und die Gewerkschaften gegen die geplanten

gewissheit. Der neue Innenminister Gerald Darmanin kommt aus dem „Stall“ Sarkozy, der frühere Staatspräsident ist sein Vorbild. Sarkozy wollte einst die Vorstadtgettos „mit dem Kärcher säubern“, ein Wort, das ihm viel Kritik einbrachte. Darmanin steht nun vor derselben Aufgabe und ohne Härte wird es nicht gehen. Nur sind diese No-go-Areas heute zahlreicher und noch stärker im Griff von Banden aus Tschetschenien, dem Maghreb oder Nigeria. Hinzu kommen die zu erwartenden sozialen Unruhen sowie anschwellende Flüchtlingsströme aus Libyen und Algerien. Hier und da fällt das Wort von einer drohenden Apokalypse.

Über dieser Regierung schwebt der Schatten Sarkozy. Dieser frühere Präsident (2007 – 2012) war auch gern gesehener Gast bei den Freimaurern. Er trifft sich öfter mit Macron und soll ihm den Rat gegeben haben, sich von Premier Edouard Philippe zu trennen. Die Trennung von Philippe könnte sich als Fehler erweisen. Nach einer Umfrage woll-



Reformen auf die Straße gehen, wenn die einfachen Leute genug haben von den Windrädern vor ihrer Haustür und vor den Küsten, dann wird man fragen, wo das viele Geld geblieben ist, das man dem Volk versprochen hat. Macron sieht das kommen und macht deshalb Druck in der EU, damit die Gelder von dort als Zuschüsse und nicht als Kredite fließen. Schon heute ist Frankreich so verschuldet wie nie in der V. Republik. Auch die Sicherheitslage birgt manche Un-

ten sechs von zehn Franzosen einen Politikwechsel, aber nur zwei von zehn glauben, dass die neue Mannschaft dazu in der Lage ist. Philippe hätten es mehr zugeutraut.

Die Regierung Macron-Castex hat nun anderthalb Jahre Zeit, eine Wende herbeizuführen, dann ist Wahlkampf. Macron setzt ganz auf die neue Mannschaft mit dem heimlichen Mentor Sarkozy. Es ist ein Spiel mit hohem Risiko. Die letzte Patrone könnte sich als Leerhülse erweisen.

Denn diese Mitte-Rechts-Regierung operiert nur taktisch und kennt, ähnlich wie die Regierung Merkel, keine natürlichen Institutionen und Prinzipien. Das jüngste Beispiel ist die Vernachlässigung der Familie, bei der republikanischen Aushöhlung der Ehe hatte Vorgänger Francois Hollande schon ganze Arbeit geleistet. Dabei hat sich gerade die Familie als systemrelevante Basis in der Krise erwiesen. Ohne die Arbeit der Väter und Mütter hätten die Franzosen die Ausgangssperren kaum erduldet. Weder Castex noch Macron war die Familie in den Reden und Interviews zu Beginn der neuen Regierung eine Erwähnung wert.

Die Bischöfe werden Macron darauf aufmerksam machen, wenn sie ihm den Bericht der Kirche über die Covid-19-Krise und die Folgen vorlegen. Der Präsident hat die Kirche und überhaupt alle Religionsgemeinschaften darum gebeten. Auch von den Freimaurern erwartet er einen Bericht, obwohl sie mit gerade mal 54.000 Mitgliedern, organisiert in 1340 Logen, eigentlich kaum ins Gewicht fallen. Aber sie haben als Beziehungsgeflecht und Netzwerk in Wirtschaft, Finanzen und Kultur eben doch erhebliches Gewicht in der politischen Klasse. Als Macron vor gut zwei Jahren die Katholiken aufrief, sich stärker in der Politik zu engagieren, wurde er Monate später vom

Großmeister der Freimaurer bei einem Abendessen im Elysee mit den Vertretern der größten Logen zurechtgewiesen. Der Präsident habe das Geistliche und Zeitliche vermengt, dabei sollte er doch „Garant des unteilbar laizistischen, demokratischen und sozialen Charakters unserer Republik“ sein und er fragte: „Wie kann man, ohne den sozialen Frieden zu gefährden, religiöse Strömungen einladen, sich als politische Kraft zu formieren?“ Der Vorwurf gipfelte in der Forderung: „Religiöse Fragen dürfen unter keinen Umständen in das soziale und zivile Leben eindringen“.

Das hat in der neuen Regierung auch niemand vor. Macron hat damals seine Freimaurer-Genossen mit der Zusicherung beruhigt, dass die bioethischen Reformen durchgeführt würden. Das Vorhaben steht auch auf der Agenda seines neuen Premiers Castex. Daran wird auch die an Macron gerichtete Warnung des Erzbischofs von Paris, Michel Aupetit, sowie der Pandemie-Bericht der Bischöfe nichts ändern. Macron wird es sich mit den einflussreichen Logen nicht verderben (wollen). Und indem er Politiker aus der Mitte, die in der geistigen Linie der Logen stehen, zu Pfeilern in der Regierung machte, hat er sich auch festgelegt. Die Katholiken besänftigte er vorab mit der Entscheidung, dass der Turmreiter von Notre Dame, über dessen Aufbau es

eine breite Diskussion gab, nun doch wie das zerstörte Original wieder aufgebaut werden soll. Das war der Wunsch der Bischöfe und der großen Mehrheit der Katholiken. Traditionelle Rekonstruktion gegen gesellschaftspolitischen Umbau, das ist die heimliche Gleichung Macrons. Sie passt in das Ziel der Laizisten und Freimaurer: Die Kirche soll aus dem öffentlichen Leben gedrängt werden. Genau davor warnte Benedikt XVI. in seiner Friedensbotschaft 2011: Der Laizismus versuche die Religion auf «oft hinterlistige Weise» aus dem öffentlichen Leben zu verbannen und auf die Privatsphäre zu beschränken.

Diese Politik ist nicht nur für die Kirche und die Religionsfreiheit riskant. Sie birgt auch eine politische Gefahr: Wenn diese Regierung in ihrer Reformpolitik nach Corona scheitert, scheitert die Mitte auch. Die bürgerlich-konservativen Republikaner könnten dann, sofern sie kein klares Programm mit einem entsprechenden Kandidaten haben, ebenfalls in den Sog des Niedergangs der Mitte geraten. Macron hofft auf diese Wähler und eine Stichwahl gegen Marine Le Pen. Die Hoffnung ist trügerisch. Nicht nur, weil Macron anhaltend unbeliebt ist und keinen Draht zum Volk findet. Auch sein Tweet zum Brand der Kathedrale von Nantes war in diesem Sinn eine verpasste Gelegenheit (siehe Kasten 1).

Die Degradierung: Mit der Affäre Dreyfus begann eine hohe Zeit der Freimaurerei in Frankreich – und des Kampfs gegen die Kirche, die aus dem öffentlichen Leben verdrängt werden sollte.



Hinzu kommt: Einen gescheiterten Präsidenten abzuwählen könnte für konservative Wähler ein geringeres Risiko darstellen als Le Pen zu wählen. Taktik ohne Prinzip ist nicht immer erfolgreich und intelligent, vor allem wenn die realen Probleme insbesondere der Sicherheit Überhand nehmen. Nur: Eine zweite Chance hat er nicht mehr, die Kugel im französischen Roulette rollt.

Sie muss aber nicht nach rechts-aussen rollen. Sicher, der Zauber um eine Regierung der starken Mitte, mit dem Emmanuel Macron vor drei Jahren angetreten war, um Frankreich zu reformieren, ist vorbei. Frankreich ist wieder da, wo es seit der Großen Revolution immer war: Zwei Blöcke stehen sich gegenüber: Der linke, revolutionäre, religionsfeindliche und laizistische Block und der wert-konservative, national oder patriotisch denkende Block. Dazwischen stehen die libertären, ebenfalls eher kirchenfeindlichen Reformer, die mal nach links, mal nach rechts tendieren. Von den 15 Männern und 17 Frauen in der neuen Mannschaft kommen mehr als die Hälfte, inklusive der Premier, aus den Reihen der Mitte bis Rechtskonservativen. Frankreich ist mehrheitlich rechtskonservativ und wenn Macron die Präsidentschaftswahlen in 20 Monaten gewinnen will, muss er hier die Wähler abholen. Ob ihm das gelingt ist ungewiss. Nicht nur,

weil die Ächtungsmauer gegenüber Le Pen und ihrer Partei durchlässiger geworden ist. Die bürgerlich-konservative Partei „Die Republikaner“ arbeitet an einem kohärenten Programm und verfügt über mehrere präsidiable Persönlichkeiten. Sie wird vermutlich im Herbst nächsten Jahres damit an die Öffentlichkeit treten – wenn die Regierung Macron-Castex im Strudel der Reformen und Unruhen treibt. Dieser Kandidat oder diese Kandidatin der Republikaner könnte es in die Stichwahl schaffen und schon im ersten Wahlgang an Macron oder Le Pen vorbeiziehen.

Über die Verhältnisse im Lager Mitte-Rechts bis Rechtsaußen wird noch viel spekuliert werden. Ähnlich sieht es im Lager links der Mitte aus. Der Jubel bei den Grünen nach den Kommunalwahlen im Juni war jedenfalls verfrüht. Es stimmt, dass die Grünen mit Lyon, Straßburg, Bordeaux größere Städte und mit Poitiers, Besancon und Annecy mittlere Städte erobert haben. Aber in Paris, Rennes, Nantes, Dijon und Lille blieben sie in der zweiten Reihe, zum Teil denkbar knapp, zum Teil deutlich abgeschlagen hinter den Sozialisten. Wenn man die Enthaltung von rund 60 Prozent der Wähler noch ins Kalkül zieht, dann flacht die grüne Welle in den „Erfolgsstädten“ auf weniger als ein Fünftel der Wähler ab. Demokratietheoretisch gesehen ist das

eine schwache Legitimität, begrenzt auf urbanes Milieu. Und angesichts der vielen rotgrünen Bündnisse im Vorfeld der Stichwahl lässt sich parteipolitisch sagen: Das linke Lager wird grün. Ob es auch mehrheitsfähig wird, ist aber völlig offen. Landesweite Wahlen entscheiden sich in Frankreich in der Provinz, etwa in den 35.000 Kommunen. Die Republikaner sind in der Fläche und Masse die Partei mit den meisten Bürgermeistern und der tiefsten Verankerung im Land. Sie besetzen mehr als 60 Prozent der Bürgermeisterposten. Sie haben auch den ständigen Zersetzungs- und Teilungsbestrebungen der Präsidentenpartei widerstanden. Keins der Schwergewichte der Partei ist zum Präsidenten und der neuen Regierung übergelaufen. Die Le Pen-Partei Rassemblement National (Nationale Sammlungsbewegung) hat sich zwar gehalten, nicht nur in Perpignan. Sie hat auch einige kleinere Städte und Gemeinden hinzugewonnen, aufs Ganze allerdings mehr als ein Drittel der Mandate in den Kommunalräten verloren. Die bürgerlichen Konservativen haben eine Chance. Ihre Wähler sind in der Mehrheit katholisch.

Die historisch hohe Enthaltung – noch nie in der V. Republik blieben mit 58 Prozent so viele Wähler zuhause – enthält auch ein Quantum Trost für Präsident Macron und seine

Kirche und Freimaurer



Seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts befassten sich Päpste in Lehrschreiben mit der Freimaurerei. 1738 erließ Klemens XII. das Apostolische Schreiben „In eminenti apostolatus specula“, Leo XIII. bezeichnete die Freimaurer als „Sekte“, Benedikt XIV. verkündete in seiner Bulle 1751 und Pius VII. in Ecclesiam a Jesu Christo 1821 die Exkommunikation für die Anhänger der Freimaurerei. Die folgenden Päpste wiederholten diese Lehre, besonders häufig und ausführlich befasste sich Leo XIII. mit diesen Fragen. Zwar wurde nach dem Zweiten Vatikanum die automatische Exkommunikation für den Beitritt zur Freimaurerei fallen gelassen, aber die heiligen Päpste Johannes XXIII., Paul VI., und Johannes Paul II. bekräftigten die Unvereinbarkeit der Mitgliedschaft in der katholischen Kirche und der Freimaurerei. Die Kongregation für die Glaubenslehre stellte unter Kardinal Ratzinger 1985 fest: Ein Katholik, der Freimaurer wird oder ist, lebt im Zustand der schweren Sünde und darf an der Eucharistie nicht teilnehmen.

Die Unvereinbarkeit liegt letztlich darin, dass Freimaurer zwar im Sinn der Agnostiker oder Pantheisten an ein höheres Wesen glauben (können), aber die Idee einer persönlichen Beziehung zu Gott verneinen. Diese persönliche Liebesbeziehung des gläubigen Menschen zu Gott Vater ist Kern des katholischen Lebens. Die menschliche Person als Abbild Gottes ist Freimaurern fremd. Ihr humanistisches Ideal entspricht eher sozialistischen und libertären Ideologien. Deswegen glauben sie weder an die Eucharistie, noch an die anderen Sakramente.

Truppen: Für die Präsidentschaftswahlen in knapp zwei Jahren lassen sich noch viele Prozente mobilisieren. Das will Macron probieren, mit einem grüneren Anstrich der Regierung und stärkeren Ausgriffen nach rechts. Die größten Sorgen der Franzosen drehen sich konkret um die soziale Absicherung, die Kaufkraft, die Kriminalität, die Einwanderung. Dem will Macron Rechnung tragen. Das soll sich vor allem programmatisch abbilden. Denn bekanntes Personal aus den gegnerischen Lagern konnte er nicht gewinnen. Die Blöcke halten zusammen. Die Grünen hatten schon vor der Regierungsbildung erklärt, dass sie der neuen Regierung nicht beitreten wollen. Sie schmieden an einem rot-grünen Bündnis auf nationaler Ebene. Knackpunkt wird sein, ob sie sich auf eine Galionsfigur für die Präsidentschaftswahlen einigen können. Hier fällt öfter der Name von Anne Hidalgo, der Bürgermeisterin von Paris, die mit großem Vorsprung wiedergewählt

wurde. Sie hielt noch am Wahlabend eine Rede, in der sie Töne anschlug, die über eine Kommunalwahl weit hinausgingen: Hoffnung für alle, Demokratie wiederbeleben, die Republik restaurieren. Grünen-Chef Yannick Jadot zeigte sich skeptisch. Er will selber der Kandidat des grünlinken Lagers sein. Eine Zersplitterung dieses Lagers könnte den Republikanern in die Hände spielen.

Die alte Spaltung des Landes seit der Großen Revolution in Rechts und Links, die Macron überwinden wollte, sie besteht fort. Das rotgrüne, linke Lager umgibt ein Hauch des Totalitären, man will mit Verboten und Steuern hantieren, ähnlich wie in Deutschland. Die Rechte will eine Entlastung der Bürger. Rechnerisch hat das Lager Mitte-Rechts eine Mehrheit. Es ist aber auch ein geistiges Ringen. Zwar dient die Umwelt auch in Frankreich vielfach als Religionsersatz. Aber in dem alten Agrarland ist der Umgang mit der Natur

zumindest in der Provinz eine Selbstverständlichkeit. „Ihr seid nicht die Eigentümer ökologischer Ideen“, warf der bürgerliche Politiker Jean Francois Cope dem Grünen-Chef Yannick Jadot am Wahlabend vor. Das wird man noch öfter hören. Wem es gelingt, Antworten auf ökologische Themen und Gerechtigkeitsfragen glaubhaft zu vertreten und zugleich auch im wahrsten Sinn des Wortes die Kirche im Dorf zu lassen sowie der natürlichen Institution Familie den Platz einzuräumen, der ihr in jedem Gemeinwesen gebührt – „die Familie ist der Kern aller Sozialordnung“, sagt Papst em. Benedikt XVI. –, der hat gute Chancen, die Zukunft des Landes zu bestimmen.

Frankreich war immer ein Trampelpfad der Geschichte und Ideen. Bei und mit der „ältesten Tochter der Kirche“ entscheidet sich, vielleicht mehr noch als in Deutschland, das Schicksal Europas als christlicher Kontinent. Oder um es mit einem

Das Fanal von Nantes

Nach drei Stunden war das Feuer unter Kontrolle. Und wieder ein paar Stunden später, am Nachmittag, war ein amtliches, großes Aufgebot zur Stelle: Der Premierminister Jean Castex, sein Innenminister und die Kulturministerin besichtigten die Kathedrale von Nantes, begleitet von einem Tweet des Staatspräsidenten Emmanuel Macron, der den Feuerwehrleuten dankte, weil sie „große Risiken auf sich genommen haben, um dieses gotische Juwel der Fürstenstadt zu retten“. Die Orgel, die die Große Revolution und zwei Weltkriege überstanden hatte, ist völlig zerstört. Aber es gab drei Brandherde, weshalb die Polizei von Brandstiftung ausgeht, und zwar unter der Orgel im Hauptschiff sowie in jedem der beiden Nebenschiffe. Für die meisten Beobachter steht fest: Es war ein Brand nach Plan.

Und es war nicht der erste dieser Art auf Kirchen in Frankreich. Anfang Juli brannte die Pauluskirche in Corbeil-Essonnes, im elsässischen Munster wurde die evangelische Kirche Saint Leger beschmiert, in Whir-

au-Val eine Marienfigur geköpft, im normannischen Avranches die Basilika Saint Gervais verwüstet, in Tours die Basilika des heiligen Martin beschmiert. Schon seit Jahren werden sozusagen unter dem medialen Radar Woche für Woche Dutzende von

Kirchen in Frankreich geschändet, beraubt und eben auch angezündet. Desgleichen auch Friedhöfe. Fast symbolisch und wie ein erneuter Höhepunkt mutet es an, dass in Nantes die Rue de Calvaire (Straße des Kreuzwegs) an der Kathedrale



Wort des Utopisten und Vorläufer der Sozialisten, Pierre Joseph Proudhon (1809-1865) aus seinen „Bekanntnissen eines Revolutionärs“, zu sagen: „Es ist überraschend, dass wir auf dem Grund unserer Politik immer die Theologie wiederfinden“. Proudhon war kein Kirchgänger, aber er war offen für Argumente. Er hatte erkannt, dass die Glaubens- und Gewissensfreiheit die Mutter aller Freiheiten ist. Diese Erkenntnis teilte er mit anderen Denkern Europas, nicht zuletzt mit dem Zeitgenossen Alexis de Tocqueville oder den Briten John Milton, John Locke und vielen anderen mehr. Tocqueville sah gar einen unlöslichen Zusammenhang zwischen Religion und Freiheit, wenn er in seiner Analyse der amerikanischen Demokratie schreibt, dass „man das Reich der Freiheit nicht ohne das der guten Sitten zu errichten und die guten Sitten nicht ohne den Glauben zu festigen vermag“ und ähnlich wie der große britische Konservative Ed-

mund Burke war er davon überzeugt, dass die moderne Demokratie der Religion im besonderen Maße bedarf, weil nur das religiös fundierte Sozialkapital imstande sei, den egoistischen Partikularwillen der Individuen zu überwinden.

Freiheit als Funke göttlichen Wohlwollens, ja göttlicher Freundschaft ist Erbe Europas. Diese Erkenntnis geht den Rotgrünen und auch den Libertären weitgehend ab, ganz zu schweigen von den Freimaurern, die theologisch gesehen im besten Fall Agnostiker sind (siehe Kasten 2). Aber darum geht es. „Die Freiheit beginnt da, wo die Ignoranz endet“, meinte Victor Hugo, der in seinen gesellschaftspolitischen Romanen tiefe Einblicke in die Geschichte Frankreichs und Europas eröffnete. Wer Gott ignoriert, der ignoriert auch die Freiheit, angefangen bei der Religionsfreiheit, und sei er noch so rational. Aber diese Ignoranz pflegt der Laizismus, die Zwillingschwester

der Freimaurerei, bis zum Exzess und intoleranten Absolutheitsansprüchen. Hier berührt er das andere Extrem, den religiösen Fundamentalismus der Islamisten. Um es mit Worten von Benedikt XVI. aus seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 2011 zu sagen: „Man darf nicht vergessen, dass der religiöse Fundamentalismus und der Laizismus spiegelbildlich einander gegenüberstehende extreme Formen der Ablehnung des legitimen Pluralismus und des Prinzips der Laizität sind. Beide setzen nämlich eine einengende und partielle Sicht des Menschen absolut, indem sie im ersten Fall Formen von religiösem Integralismus und im zweiten von Rationalismus unterstützen“.

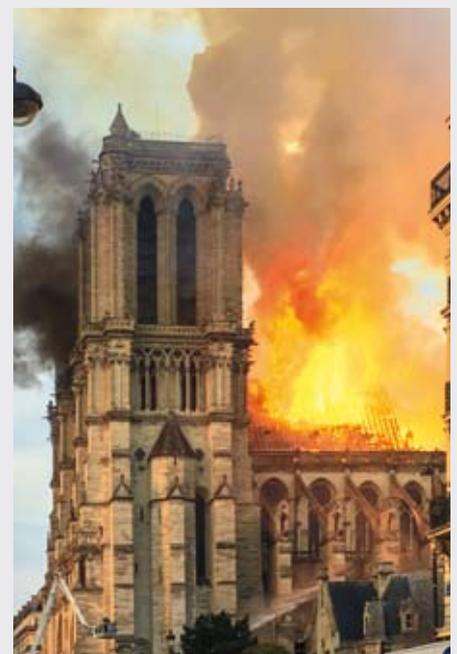
Die neue Regierung in Frankreich mag gute Experten und Verwalter für Wirtschaft und Finanzen, für Justiz, innere Sicherheit und Gesundheit haben. Ihr geistiger Zuschnitt muss für katholische Gläubige Anlass zur Sorge sein.

Peter und Paul vorbeiführt, als wäre es eine Station dieses Kreuzwegs. Schon einmal, 1972, stand die jahrhundertealte Kathedrale in Flammen. Damals brannte das kunstvolle Dach mitsamt Gebälk nieder, so wie bei Notre Dame de Paris zur Osterzeit vor einem Jahr.

Damals und so wie bei Notre Dame de Paris deutete nichts auf Brandstiftung hin. Diesmal muss man davon ausgehen und um die Empörung und Wut vieler Franzosen sozusagen im Keim zu ersticken, eilte die Regierung mit stattlichem Aufgebot an den Tatort. Immerhin trägt Präsident Macron den Ehrentitel „Chanoine der Lateran-Basilika“ – ein Titel, der die Schutz- und Friedensfunktion der französischen Staatslenker auch gegenüber der Kirche zum Ausdruck bringen soll. Aber vom Schutz für die Kirche und vor allem die Kirchen und Kapellen ist wenig zu sehen. Die offiziell registrierte Zahl der Angriffe auf christliche Kirchen und Gräber stieg von 878 im Jahr 2017 auf über tausend für das vergangene Jahr.

Es gibt auch Zahlen, die eher dafür sprechen, dass es sich um drei Kirchen pro Tag handelt, die einem Angriff zum Opfer fallen (siehe FELS Juni 2019).

Die dramatische Steigerung der Kirchenschändungen, Brandschätzungen und Raubangriffe haben mit der Stimmung im Land zu tun. Wo Kirchen nur als Museen oder „Juwel“ einer Fürstenstadt, also der Vergangenheit betrachtet werden und nicht als Gotteshaus für die Lebenden, als Ort der Anbetung für das Volk, da liegt die These nah: Man will die Kirche als solche oder das System in seinen Symbolen treffen. Täter fänden sich gerade in der Hafenstadt Nantes viele. Auch die Jubel-Reaktionen der linksextremen Anarchoszene über den Brand sprechen Bände. Da heißt es: „Die einzige Kirche, die erhellte, ist eine brennende.“ Oder „Auf Video ist es noch schöner“ – es folgt ein Video der brennenden Kathedrale und man freue sich schon auf die nächsten Videos. Seit Jahren weisen die Sicherheitsdienste auf die wachsende Zahl an



linksextremen und anarchistischen Gruppen gerade auch in der Region von Nantes hin. Man fürchtet ein Aufflammen der „Action directe“ (vergleichbar der RAF) aus den achtziger Jahren. Nantes ist ein Fanal für den wachsenden Fanatismus und die Katholikenphobie in Frankreich.

Rundumschlag statt geistige Auseinandersetzung

Reinhard Marx hat am 25. Mai sein neues Buch vorgestellt. Der Titel heißt „Freiheit“. Was Marx darin sagt, stellt Britta Schulteians in der Allgemeinen Augsburger Zeitung (AZ) vom 25. Mai vor. Zusammenfassend heißt es: „Eine neue Theologie, mehr Menschlichkeit, mehr Freiheit, ein neues Zeitalter des Christentums“. Das hört sich wie die Ankündigung einer neuen politischen Utopie an – recht unkonkret. Schulteians meint an späterer Stelle: „Das klingt zum Teil ungemein progressiv, ganz konkret wird Marx aber nicht.“ Diese Unkonkretheit zieht sich in diesem „Rundumschlag“ (Untertitel) durch den gesamten Text.

„Freiheit“ lässt sich gut instrumentalisieren. Alle Ideologen arbeiten damit, auch, wenn sie diese missbrauchen, nachdem sie die Macht erobert haben. Wir kennen das vom „kommunistischen Manifest“ des Karl Marx, auf den sich alle Marxisten berufen haben, von Lenin, Stalin bis zu Mao Tsetung und Pol Pot, die ihre Gegner ausgerottet haben.

Die „neue Theologie“ wird in der Besprechung nicht näher ausgeführt. Sie sollte eigentlich zu einem tieferen Verständnis der Botschaft Jesu führen. Das „neue Zeitalter des Christentums“ wird nicht konkret sichtbar. „Freiheit“ ist schon etwas abgegriffen. Es könnte trotzdem einen interessanten Aspekt bringen, wenn z.B. dargelegt würde, dass Freiheit für Christen hieße, frei werden von den Fesseln der Sünde, von Furcht und Angst, die Menschen bedrängen.

Marx fordert nach dem Artikel von Schulteians, „zur Erneuerung“ gehöre zwingend, moderne Freiheiten als gesellschaftliche Errungenschaften zu betrachten. Es gehe „nicht an, die Freiheitsgeschichte der modernen Welt als Irrweg zu verdammen oder gar als Bedrohung des Glaubens und der Kirche zu sehen“. Da auch das nicht konkretisiert wird, wäre zu fragen, ob Marx „gesellschaftliche Errungenschaften“ in assistiertem Suizid, in Abtreibung, in Ehe für Alle, in Genderideologie, in der Selektionsmethode PND, in Leihmutterchaft, in Gleichsetzen aller Formen von Sexualität und im Verbot von Konversionstheorien sieht?

Marx geht, so heißt es in der Buchvorstellung, mit „konservativen Wider-

Auf dem Prüfstand

sachern hart ins Gericht“. Diese Widersacher sieht er wohl bei denen, die z.B. im sogenannten Reformprozess eine andere Meinung als er vertreten. Denn „er (Marx) galt ohnehin schon als treibende Kraft hinter dem Reformprozess der katholischen Kirche in Deutschland, der ‚Synodaler Weg‘ genannt wird und sich mit der Sexualmoral, dem Zölibat und der Stellung der Frau befassen soll“. Als „konservative“ Gegner werden namentlich Kardinal Woelki, Bischof Voderholzer und Kardinal Müller in der Buchbeschreibung genannt. Nirgends wird „konservativ“ näher definiert. Das ist diese schlüpfrige, effektheisende Diktion, die einer geistigen Auseinandersetzung aus dem Weg geht. Reinhard Marx äußert: „Wenn Freisein und Katholischsein nicht zusammengehören können, ist der Weg des Glaubens in die Zukunft versperrt“. Mit der Forderung nach mehr Freiheit zeigt sich Marx als ein erfahrungsresistenter Analyst. Bekanntlich rühmen sich die Protestanten ihrer größeren Freiheiten gegenüber den Katholiken. Bringt das aber mehr Zukunft? Die Protestanten verlassen in größerer Zahl als die Katholiken ihre Kirche. Kirchenaustritte sprechen nicht für Zukunft. Marx äußert, der Kirche dürfe „nichts menschliches fremd sein“. Richtig! Als die Katholiken noch regelmäßig zum Beichten gingen, war der Kirche vermutlich nichts fremd. Heute muss sie die Befindlichkeit von Soziologen, Psychologen und aus der Statistik erfahren. Fortschritt?

Schließlich meint Marx: Eine Kirche, „die in einer rein negativen Sicht der Moderne verharrt und sich zurücktrümt in eine idealisierte Vergangenheit... ist nicht nur überholt, sondern sogar zu verhindern... dass solche Stimmen zum Teil vermehrt zu hören sind, beunruhigt mich“. Marx ist dafür bekannt, dass er kräftig aus-

teilt, wenn er Gegenwind spürt. Er hütet sich aber auch hier, Ross und Reiter zu nennen. Das gibt allen Spekulationen Raum, vermeidet aber eine geistige Auseinandersetzung. Andersdenkende werden mit „Fundamentalismus“ und „autoritäre Restauration“ abgekanzelt. Die Artikelüberschrift in der AZ lautet: „Klare Kante gegen Kirchen-Konservative“. Sie liest sich wie ein letzter Rundumschlag eines angezählten Boxers. Ein „deutliches Signal“ ist es nicht. *Hubert Gindert*

„Um Alles oder Nichts“

Das Konradsblatt Nr. 25 vom 21.6.2020 zitiert unter „Pressestimmen“ die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ). Dort heißt es: ... „der Synodale Weg‘ ... mit seinen Themen Macht, Frauen und Sexualmoral (wird) nun endgültig zur Arena, in der es für die katholische Kirche ... um Alles oder Nichts geht“. Das hat die FAZ richtig beobachtet. In der Vorbereitung des „Synodalen Prozesses“ wurde bereits deutlich, dass der sexuelle Missbrauch instrumentalisiert wird, um eine „andere Kirche“ zu schaffen. Die Themen, die in keinem ursächlichen Zusammenhang mit dem sexuellen Missbrauch stehen, wie mehrfach festgestellt wurde, dienen als Rammböcke, um das katholische Lehrgebäude zum Einsturz zu bringen. Die Bereitschaft, auch Vorlagen, die im Widerspruch zur Lehre der Kirche stehen, zur Abstimmung zu bringen, beweist diese Intention. Bischof Voderholzer hat sich nach der Abstimmung auf der Bischofskonferenz am 25. September klar dazu geäußert. Wer sich darüber näher informieren will, kann das bspw. im Februarheft 2020 der katholischen Monatszeitschrift „Der Fels“ nachlesen. Voderholzer war in seiner Stellungnahme klar, dass es beim „Synodalen Weg“ für die katholische Kirche um „Alles oder Nichts“ geht. *Hubert Gindert*

Hoffnung für Europa?

Im Leitartikel des Konradsblatts (21.06.2020) „Hoffnung für Europa?“ meint Brigitte Bottner: Die deutsche Ratspräsidentschaft ab 1. Juli 2020 „weckt Hoffnungen in vielen europäischen Mitgliedsstaaten“, zumal im ersten Amtsjahr der deutschen Kom-

missionspräsidentin Ursula von der Leyen. „Hoffnungsvoll sind auch die Kirchen ... Europa ist kein loser Staatenverbund, den strategische und wirtschaftliche Interessen zusammenhalten; hier geht es um ein großartiges, einzigartiges Erbe mit christlichem Fundament“.

In einem weiteren Artikel der gleichen Ausgabe des Konradsblatts mit der Überschrift „Solidarisches Europa statt nationaler Alleingänge“ sprechen sich der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz (DBK) Bätzing und der Vorsitzende der evangelischen Kirchen Deutschlands (EKD) Bedford-Strom in einer gemeinsamen Erklärung (17.6.2020) zur deutschen Ratspräsidentschaft für ein „solidarisches Europa, das die Schwächsten der Gesellschaft“ im Blick hat und für die „Bewahrung der Schöpfung“ aus. Sie äußern die Überzeugung, dass unser aller Zukunft nicht allein bei den Nationalstaaten, sondern in Europa liegt... Die wichtigsten Herausforderungen sehen beide Kirchen in der „Bekämpfung der Wirtschaftskrise“. Gleichzeitig wollen sie auf dem Weg zu einer „klimaneutralen Gesellschaft“ weitergehen. Sie haben „strukturschwache Länder und ärmere Bevölkerungsschichten weltweit“ im Blick. Schließlich fordern sie eine „menschenwürdige, gerechte und solidarische Asylpolitik, die schutzsuchenden Menschen sichere Zugangswege ermöglicht mit „hohen Aufnahme- und Verfahrensstandards“.

Die „gemeinsame Erklärung“ liest sich wie eine Aufzählung von Wünschen von „Gutmenschen“, die nicht in politischer Verantwortung stehen und zumeist Allgemeinplätze wiederholen. Eine „öffentliche Stimme“ wird man so nicht. Von dem „großartigen, einzigartigen Erbe mit christlichem Fundament“, wie es im Leitartikel heißt, ist da nichts zu lesen. Wie sollte das in einer europäischen Union auch sein, die sowohl den Gottesbezug in der Verfassung, wie die Nennung der christlichen Wurzeln Europas abgelehnt hat und eine Kultur entwickelt, die Gott aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt. Dieses Erbe wird in der „gemeinsamen Erklärung“ nicht angesprochen. Weiter hieß es im Leitartikel, die Kirchen sähen Europa nicht als losen Staatenverbund. Die gemeinsame Erklärung hat als „wichtigste Herausforderung“

die Bekämpfung der Wirtschaftskrise, nicht aber die geistige Krise Europas. Die Zukunft läge nicht bei den Nationalstaaten, sondern in Europa. Das ist ein Allgemeinplatz, der aber nichts darüber aussagt, wie ein gemeinsames Europa zusammengehalten werden kann, in dem die Übergriffe des Europäischen Gerichtshofes und der Kommission das Subsidiaritätsprinzip immer mehr aushöhlen. Auch das hätten die Verfasser der „gemeinsamen Erklärung“ ansprechen müssen, wenn ihnen der Fortbestand der Europäischen Union am Herzen liegt.

Hubert Gindert

Katholische Wahrheiten im „Neuen Westfernsehen“ suchen?

Das Konradsblatt, die Kirchenzeitung der Erzdiözese Freiburg druckt in ihrer Ausgabe Nr. 25 vom 21.6.2020 kommentarlos einen Text mit der Überschrift „kfd erneuert Forderung nach Weiheämter-Zugang“ ab. Dort heißt es: „Die katholische Frauengemeinschaft Deutschland (kfd) hat die Forderung nach einem Zugang von Frauen zu Weiheämtern unterstrichen. ‚Wir Frauen wollen der Kirche nicht nur dienen, sondern auch Verantwortung und Macht übernehmen‘, sagte die kfd-Bundesvorsitzende Mechthild Heil. Ein Jahr nach der Verabschiedung des Positionspapiers ‚gleich und berechtigt‘ fällt die Bilanz der kfd zuversichtlich aus.“

Die Forderung der kfd ist nicht so brandneu und hochwichtig, dass sie allen Gläubigen der Diözese zur Kenntnis gebracht werden müsste. Vielmehr verwundert, dass eine Kirchenzeitung diesen Text ohne Kommentierung bringt. Das ist der Skandal. Entweder gibt es in der Redaktion keine Person, die willens und in der Lage ist, diese gegen den Glauben der Kirche gerichtete Haltung klarzustellen oder man will diese kirchenspalterische Position ins Kirchenvolk tragen. Immerhin möchte man annehmen, dass außerhalb der Redaktion Theologen, Priester oder auch der Erzbischof dafür zur Verfügung gestanden wären, Position zur Haltung der kfd zu beziehen. Offensichtlich müssen sich gläubige Katholiken außerhalb der kirchlichen Medien umsehen, wenn sie den katholischen Standpunkt zu den modernen Häresien kennenlernen wollen.

Hubert Gindert

Berichtigungen

Im „Fels“ 7/2020, S. 221 heißt es: „Ende Mai wählte der Schweriner Landtag Barbara Borchardt zur Richterin am Bundesverfassungsgericht“, weiter „in das Bundesverfassungsgericht wurde Sie (Borchardt) nun von allen (!) Parteien außer der Afd gewählt“.

Richtig ist: „Frau Barbara Borchardt wurde nicht in das Bundesverfassungsgericht gewählt, sondern für das Landesverfassungsgericht in Mecklenburg Vorpommern“.

In der gleichen Felsausgabe 7/2020, S. 219 heißt es unter Glückwünsche ist eine Glückssache: „Glückwünsche sprach der FDP-Politiker Wolfgang Kubicki am 5. Februar 2020 aus, als der sächsische Landtag Thomas Kemmerich zum Ministerpräsidenten mit den Stimmen CDU, Afd u. FDP wählte“.

Richtig ist: „Die Landtagsmehrheit von Thüringen, nicht von Sachsen, wählte Kemmerich zum Ministerpräsidenten“.

Wir bitten um Spenden für den

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit
www.der-fels.de

Foto- und Quellennachweise:

227, 228, 237 FDK; **229, 232-235, 258, 259** (*u.*) privat; **230-231** A. Zimmer; **230** (*o.*) H. Moll, Zeugen für Christus, Bd II; **235** (*re.*) public domain; **238** Das Stundenbuch des Herzogs von Berry, Parkland, S. 43; **240** Seven_churches_of_asia.svg, /commons.wikimedia; **242** Archiv, Kloster Decani, 14 Jahrh. **243** catalogue.wellcomelibrary.org-V0010733.jpg; **246, 247** Nagai Takashi Memorial Museum Nagasaki, nagasakipeace.jp; **248** Anika Taiber Groh / pba; **250** (*o.*) wikimedia free (*u.*) www.missionsschwester-muenster.de **251, 252** www.kirche-und-leben.de/artikel/predigten-von-kardinal-von-galen; **253** Rüdiger Wölk, commons.wikimedia.org/curid=304741; **254** Wolfgang H. Wögerer, Wien commons.wikimedia.org, -curid=2604450 und 2809171; **255** Fabrice Bluzez, commons.wikimedia.org, curid=46529895; **259** (*o. li.*) wikimedia free; (*o. re.*) www.paris.fr/portail/Culture, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org-curid=187181 **260, 261** commons.wikimedia Gemeinfrei; **259-261** (*u.*) noun project (shwepes; Nithinan Tatah, Fachria); **262** Presidencia de la República Mexicana -commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=61519827, von erio tac France commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=15990349; **263-265** J. Liminski; **266** Photo FV, lesalonbeige.fr; **267** Von LeLaisserPasserA38 commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=78064310
Quelle S. 227: Regensburg (kath.net/pm); **254** Franziskanerpater Siegfried Staudinger: Geistliche Miniaturen Journal-Verlag **272** Archiv Propstei Bochum

Titelbildbeschreibung



Maria Königin

In dem kleinen aber feinen Diözesanmuseum in Donostia – San Sebastian im Baskenland findet sich dieses Bild, welches Maria als Königin zeigt.

In diesem spätgotischen Bild sieht man Maria, wie sie ihr Kind in ihren Armen hält. Die Gottesmutter hat ihre Augen niedergeschlagen. Sie schaut in sich, um die Worte, die sie hört, in ihrem Herzen zu bewahren. Sie trägt eine Art „Jungfernkranz“ auf ihrem Haupt. Wie z.B. in Cranachs Maria-Hilf-Bild, so wird Mariens Ohr, durch das sie Christus empfangen haben soll, nicht von ihren Haaren überdeckt. Das Jesuskind liegt auf einem weißen Tuch. Dieses ist schon ein Hinweis auf das Grabtuch Christi und das noch heute gebräuchliche Korporale. Das Kind hält eine Miniweltkugel. Es ist auf die Welt gekommen, um diese zu erlösen. Das Kind ist mit einem Rosenkranz umwickelt. So ist Maria auch die Königin des heiligen Rosenkranzes, in dem ihr Leben mit dem ihres Kindes verwoben ist. Im Gegensatz zu Maria ist die Blickrichtung des Kindes auf einen Gegenstand gerichtet, der außerhalb des Bildausschnittes liegt.

Über Maria schweben zwei Engel und halten über ihrem Haupt eine wertvolle Krone. Dies zeigt, dass Maria Königin ist. Als solche wird sie öfter in der lauretanischen Litanei angerufen und eines der bekanntesten Mariengebete beginnt mit „Salve Regina“. Die königliche Würde Mariens zeigt sich auch am Baldachin im Bildhintergrund und am Pelz, welcher links des Kindes zu erkennen ist.

In diesem Bild erinnern etliche Details an das Bild „Thronende Muttergottes“ von Hans Holbein d. Ä. (Germ. Nationalmuseum in Nürnberg). Weshalb dieses Bild Ende des 15. Jahrhunderts gemalt worden sein könnte.

Alois Epple

Leserbrief/Bücher

Hiermit übersende ich Ihnen meine Stellungnahme zu dem Artikel „Organ-spende: „Willen zeigen, Leben retten“ in der Kath. Sonntags-Zeitung vom 6./7. Juni 2020, die ich Sie bitte, sobald als möglich, als Leserbrief abzdrukken:

„Über unser Land ergießt sich derzeit wieder eine neue Werbewelle zugunsten der Organtransplantation.

Organspende als Ideal, an dem verschiedene Gruppen bewusst und unbewusst Demontage betreiben – und zwar mit Todesfolge für jene Menschen, die dringend auf ein Spenderorgan angewiesen sind, um weiterleben zu können, lautet hier eine ungeheure Behauptung.

Es ist in diesem Zusammenhang verblüffend, dass traurigerweise sogar die Kirchen diese Auffassung unterstützen und als tätige Nächstenliebe propagieren.

Bei dieser massiven Werbung für die Bereitschaft zur Organspende merkt man nicht, auf den falschen Zug aufgesprungen, vielmehr einem Machbarkeitswahn zum Opfer gefallen zu sein. Dieser entspringt einer rein materialistisch ausgerichteten Denkungs- und Lebensweise.

Völlig unberührt bleibt hier der Schöpferwille.

All dies ignorierend wurde die Möglichkeit einer Lebensverlängerung etwa eines Herzkranken durch Transplantation medizinisch möglich gemacht, indem man lebende Organe verpflanzte.

Dies erfordert wiederum die Bereitschaft der Spender, Organe nach dem eigenen Tod zur Verfügung zu stellen.

Da aber aus einem wirklich verstorbenen Menschen, also einer der Verwesung

preisgegebenen Leiche, keine lebenden Organe entnommen werden können, hat man das „Hirntodkriterium“ erfunden, um straffrei zu bleiben. Der Spender begibt sich in diesem Fall allerdings seines Lebensrechtes; er erleidet bei der Organentnahme den unumkehrbaren Tod.

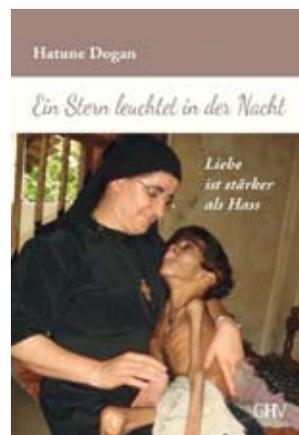
Die Erfinder des „Hirntodkriteriums“, die amerikanischen Professoren Robert Truog und Franklin G. Miller, begründen ihn damit, dass Töten manchmal eine zu rechtfertigende Notwendigkeit sein kann, um übertragbare Organe zu beschaffen.

Eine Ausnahme bildet jedoch die Spende bei paarigen Organen, wie da sind Nieren, Leberlappen, Blut- und Knochenmarkspende. Diese bewirken nicht unbedingt den Tod des Spenders.

Ziehen wir aus dem Glauben heraus ein Fazit, so müssen wir doch eindeutig sehen und erkennen, dass hinter diesem ungeheuren Transplantationsgeschehen ein Überschreiten der uns von Gott gesetzten Schranken besteht.

Aus den von dem Dipl. Psychologen und Psychotherapeuten Dr. Winfried H. Rosowsky aus Mönchengladbach seit vielen Jahren gesammelten Privatoffenbarungen, heißt es z. B.: „Ein Mensch hat hier auf Erden nur eine gewisse Zeit. Und diese Zeit liegt bei Mir. Und wer damit nicht zufrieden ist und sich gegen diese Zeit, die Ich ihm gegeben habe, auflehnt, derjenige geht auf die andere Seite, und verabschiedet sich gewissermaßen von Mir. Er holt sich ‚Hilfe‘, wo keine Hilfe geholt werden kann.“

Vronli Müller, Dörrenbach



Hatune Dogan: Ein Stern leuchtet in der Nacht. Liebe ist stärker als Hass. Autobiographie. Gerhard Hess-Verlag in 88427 Bad Schussenried 2020. ISBN 978-3-87336-668-8, Preis 14,80 Euro (D)

Die Autorin ist eine syrisch-orthodoxe Klosterschwester. Sie ist in der Osttürkei geboren, in Syrien aufgewachsen und jetzt als Leiterin eines Hilfswerkes in Deutschland und Syrien tätig. Über den „Vorderen Orient“ sind wir in Deutschland eher einseitig unterrichtet. Der Leser erfährt, dass das Assad-Regime den Christen auch Gutes tut und dass die unter sich auch zerstrittenen „Revolutionäre“ keine lupenreinen Demokraten sind. Die Schwierigkeiten, die Christen in einer muslimischen Mehrheitsgesellschaft zu erleiden haben, sind unübersehbar. Die politischen Auseinandersetzungen in Syrien, im Irak und in der Osttürkei

bilden den Hintergrund der erstaunlichen Hilfstätigkeit von Schwester Hatune. Die Visionen dieser Schwester und ihr Gebetsleben erscheinen westlich geprägten Christen sehr ungewöhnlich. Die Lektüre dieses Buches eröffnet dem europäischen Leser einen überraschenden Zugang zum zerrissenen Orient.

Eduard Werner

George Weigel: „Der nächste Papst – Das Amt des Petrus und eine missionarische Kirche“, Verlag Media Maria, Illertissen, 2020, S. 153, ISBN 978-3-9479312-4-8, Euro 16,95 (D), Euro 17,50 (A), Tel.: 07303-952331-0, E-Mail buch@media-maria.de

Im „kurzen und erklärenden Hinweis“ sagt der Verfasser: „Die katholische Kirche ist zu allen Zeiten dieselbe ... sie dient demselben Herrn ... nicht gleich bleibt hingegen die katholische Art und Weise des Kirche seins. Sie ändert sich, um den Anforderungen gerecht zu werden“. Weigel stellt „fünf epochale Übergänge in der Geschichte des Christentums“ fest. „Einer davon bahnt sich gerade an“ ... „die katholische Kirche wird im nächsten Pontifikat ein noch unerforschtes Gelände betreten. Deshalb ist es wichtig, jetzt über zwei Fragen nachzudenken: Was will der heilige Geist einer Kirche im Übergang lehren? Welche Eigenschaften wird der Mann brauchen, der als Nachfolger des heiligen Petrus in ihr Verantwortung und Last des Dienstamtes trägt und die Kirche durch diesen Übergang hindurchführt?“ In 12 Kapiteln wird diese Frage näher ausgefaltet. Was Weigel als Aufgabe des „nächsten“ Papstes herausstellt, galt auch für die vorausgehenden Päpste. Neu ist aber die Akzentsetzung und Gewichtung der Tätigkeit des nächsten Papstes. Sehr empfehlenswert. *Hubert Gindert*

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prälat Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- OStD Dipl.-Psych. Josef Kraus
Fürstenfeldstr. 59, 84030 Ergolding
- Felizitas Küble
Schlesienstr. 32, 48167 Münster
- Dr. Axel Bernd Kunze
Postfach 1513, 71305 Waiblingen
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Prof. Dr. Marius Reiser
Taususstr. 30, 55262 Heidesheim
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

28. Theologische Sommerakademie in Augsburg

30. September bis 3. Oktober 2020

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Tagung im Haus Sankt Ulrich, Kappelberg 1, 86150 Augsburg

Mittwoch, 30. September 2020

15:00 Uhr · Öffnung des Tagungsbüros · 17:00 Uhr · Hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes in der Basilika St. Ulrich und Afra · Rektor Georg Alois Oblinger · 19:30 Uhr · Domkapitular Prof. Dr. Josef Kreiml: Menschliche Erkenntnis, freier Wille und die Gnade Gottes

Donnerstag, 1. Oktober 2020

08:30 Uhr · Prof. Dr. Marius Reiser: Jesus und die Kinder · 10:30 Uhr · Prof. Dr. Helmut Moll: „Die Liebe ... muss so in uns brennen, dass sie sogar die natürliche Todesfurcht überwindet“ (hl. Augustinus) Martyrium als Ausdruck christlicher Freiheit · 14:00 Uhr · Wallfahrt nach Roggenburg, Kloster der Prämonstratenser · 15:00 Uhr · Wallfahrtsmesse Zelebration und Predigt: Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus · anschl. Kirchenführung

Freitag, 2. Oktober 2020

07:30 Uhr · Hl. Messe in der Hauskapelle · Prälat Prof. Dr. Helmut Moll · 09:00 Uhr · Pfr. Wolfgang Tschuschke: Leitplanken auf dem Weg: Gebote (Dekalog, Kirchengebote und

Hauptgebot der Liebe) als Schutz für die Freiheit · 10:00 Uhr · Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus: Befreiung des Menschen und Neuevangelisierung: Das Sakrament der Buße · 15:00 Uhr · Pfarrer Dr. Christian Schulz: Durch das Versprechen gebunden und doch frei – Ehe und Priestertum · 16:30 Uhr · Rektor Georg Alois Oblinger: Maria, Mutter des guten Rates · 19:30 Uhr · Stille Anbetung in der Hauskapelle bis 20:30 Uhr

Samstag, 3. Oktober 2020

08:30 Uhr · Dr. Monika Born: Der Weg des Konvertiten John Henry Newman in die katholische Kirche – in die wahre Freiheit? Was sagt er dazu in seiner „Apologia“? · 10:00 Uhr · Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann: Ort der Sehnsucht und Geborgenheit: die Kirche · 11:15 Uhr · Abschlussmesse (Choralamt) in der Basilika St. Ulrich und Afra, Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann

Anmeldung: Gerhard Stumpf, Nordfeldstraße 3, 86899 Landsberg Tel. 08191/22687, stumpf@ik-augsburg.de
Änderungen im Programm sind möglich!

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

German pastor jailed

*Drei Bochumer Vikare kamen in NS-Haft,
einer unmittelbar nach der Machtergreifung*

Bochum. „German pastor jailed.“ Vikar August Stöcker aus Bochum-Riemke brachte es 1933 auf die erste Seite einer großen kalifornischen Tageszeitung. Den Amerikanern diente seine Inhaftierung als Beispiel für den Umgang des neuen deutschen Regimes mit Oppositionellen.

Was hatte Stöcker sich zu Schulden kommen lassen? Er wies die Unvereinbarkeit der NS-Weltanschauung mit dem Christentum auf. Und das tat er drastisch von der Kanzel aus. Die Nationalsozialisten seien „braune Indianer“, „Germanenhorden“, „Rechtsbolschewisten“. Vor anstehenden Wahlen warnte er: „Die dümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber.“ Das System reagierte sofort und hart und verhängte eine 16-monatige Haftstrafe, die er 1933 und 1934 absaß. Seine letzte Stelle vor dem Ruhestand 1961 hatte Stöcker im neuen Ruhrbistum inne als Pfarrer in Gelsenkirchen-Heßler.

Seinem Mitbruder Vikar Franz Rölle aus der Propsteipfarrei in Bochum-Mitte erging es ähnlich. Insbesondere in Seelsorgegesprächen nahm dieser kein Blatt vor den Mund. In einem Disput äußerte er den Vorwurf, Hitler breche das Konkordat, die Röhmputsch-Morde seien staatliches Unrecht und Alfred Rosenbergs

„Mythus“ sei nichts anderes als Neuhidentum. Rölle wurde denunziert und geriet 1935 und 1936 ins Zuchthaus Werl, schließlich als Pfarrer in Hattingen 1937 noch einmal ins Bochumer Strafgefängnis.

Für seine Verteidigung hatte Vikar Peter Grebe, sein Mitbruder in der Propstei, Geld beim Bochumer Klerus gesammelt. Er holte Rölle an der Werler Zuchthauspforte ab mit einem Hymnusvers: „Salvete flores martyrum. Seid begrüßt, ihr Blüten der Märtyrer.“ Grebe dachte ähnlich wie seine beiden Mitvikare und bezeichnete Hitlers „Mein Kampf“ und Rosenbergs „Mythus“ als „Schundliteratur“. Und wenn man sich nicht bald gegen den Mob wehren, würde es einmal Millionen Tote geben. Wie recht er behalten sollte!

In seinen elf Bochumer Jahren entging Grebe einer Denunzierung. Sein großer Konflikt mit dem verbrecherischen Regime kam 1943. Solch ein Krieg sei nie zu gewinnen, äußerte er als Pfarrer in Lippstadt of-

fen und bei jeder Gelegenheit. Die Anzeige erfolgte, die Haft, die Anklage wegen Wehrkraftzersetzung und 1944 das härteste aller Urteile beim Volksgerichtshof, die Todesstrafe. Fünf Monate wartete er im Zuchthaus Brandenburg in der Todeszelle. Wenige Tage vor Kriegsen-



Vikar August Stöcker, Vikar Franz Rölle, Vikar Peter Grebe (von links nach rechts)

de wurde das Urteil überraschend in „10 Jahre Zuchthaus“ umgewandelt. Am 28. April 1945 wurde er von russischen Frontsoldaten aus der Haft befreit. Drei Monate brauchte Grebe, um sich nach dem sauerländischen Kirchhundem-Kohlhagen durchzuschlagen. Der Fürbitte der Muttergottes der dortigen Wallfahrtskirche schrieb er seine Befreiung zu.

Alfons Zimmer